

Illustrirte Zeitung



Verlag von J. J. Weber, Leipzig

Rosafenpferde.

Von Dr. Th. Zell.

In Berlin hatte man Gelegenheit, die berühmten Rosafenpferde aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Das Publikum war vorher darum erfucht worden, Surren und andere Geräusche zu unterlassen, auch nicht mit den Füßchen zu wehen, da die Pferde, die solche Dinge nicht tennen, leicht scheu werden könnten. Später erfuhr man, daß die Rosafenpferde versteigert werden sollten. Wie die Zeitungen übereinstimmend berichteten, hat sich herausgestellt, daß die Tiere für unsere Kavallerie untauglich sind, da sie nur auf russisch-polnische Kommandos und Signale reagieren.

Der Grund für die Dienstuntauglichkeit kommt nach dem heutigen Standpunkte der Tierpsychologie etwas überraschend. Einmal soll, ganz abgesehen von der Reitkunst unserer Kavallerie, durch eingehende wissenschaftliche Untersuchungen der Nachweis erbracht sein, daß Pferde die Signale gar nicht genau kennen. Das steht zwar im Widerspruch mit der Anschauung der Pferdekennner, doch soll das auf einer Überhöhung der geistigen Fähigkeiten des Pferdes beruhen. — Sodann aber fragt man sich, warum sich nicht die Pferde an neue Signale gewöhnen können. Daß Pferde, die in andere Gegenden verkauft worden sind, bald die neuen Kommandos lernen, ist eine bekannte Sache. Sehr richtig sagt z. B. Bertz: „Wird ein Aderpferd von einem Distrikt Englands in einen andern gebracht, wo andere Worte zum Untreiben und Lenken gebräuchlich sind, so lernt es diese sehr bald.“ Wenn es anders wäre, würde man niemals ein ausländisches Pferd kaufen können.

Ein anderes Blatt erblickt die Dienstuntauglichkeit lediglich in der Minderwertigkeit des Materials. Es schreibt nämlich: „Was bisher von russischen Pferden nach Berlin kam, ist herzlich wenig wert. Die paar struppigen und schlecht genährten Pferde, die bei dem Zug unter den Bänden die russischen Geschütze zogen, bildeten noch die Elite. Die Sorte kann, mit gutem Futter versehen und in luftigen, hellen Ställen untergebracht, sich sehr nützlich erweisen, da große Ausbauer und eiserne Beine ihr Hauptvorzug sind. Ausgezeichnete Rosafenpferde werden auch willige Abnehmer finden und gute Preise erzielen. Was sonst noch bei der Versteigerung aufgetaucht war, ist als Ausschuß zu bezeichnen. Bonns, einige verwundete Pferde, daneben solche mit Geschirrdruk und anderen Schäden, gebrauchen im Anfang zuviel Pflege, ehe sie ihrem eigentlichen Zwecke dienen können.“

Da wir wahrscheinlich noch weit mehr Rosafenpferde erbauen werden, so wären hiernach gesunde und in gutem Zustand befindliche Tiere eine wertvolle Erwerbung. Diese Ansicht dürfte jedoch nicht zutreffend sein, und zwar aus folgenden Gründen.

Wie manche Schärferhunde, die in laute Stille mit einem wortfargen Herrn arbeiten, bei Prüfungen in der Großstadt nichts leisten, obwohl sie in der Heimat unübertreffliche Gehirnen sind, so werden auch Pferde, die aus fast unbewohnten Steppen stammen, sich sehr schwer an die fortwährenden Geräusche unserer Landstraßen gewöhnen.

Da ferner der wilde Einhufer mit Hufen und Gebiß kämpft, finden sich unter den halb-wilden Pferden weit mehr Schläger und Weißer als bei unseren deutschen Pferden, bei denen sie eine Ausnahme bilden. Halb-wilde Pferde sind auch nicht selten bodenstehen, weil sie in der Heimat häufig von Wölfen, die im Gras lauern, angefallen werden. Jeder verdächtige Fied auf der Erde kann sie daher in Aufregung versetzen.

Was den Streit über das Verständnis der Signale betrifft, so dürfte die Sache folgendermaßen liegen. Übung und vorher



Das englische Luftschiff „Beta“ während eines Flugs über der Stadt.



Ein nächtliches Stimmungsbild: Scheinwerfer an der Old Lambeth-Brücke.

London im Zeichen des Weltkriegs: Sicherheitsmaßnahmen gegen die drohende Zeppelinge-fahrt.

bereits Landris haben Versuche mit Kavallerie-pferden angestellt, die ergaben, daß die meisten Pferde beim Erörten der Signale nicht tätig wurden, wenn der Reiter unbeweglich blieb. Hieraus den Schluß zu ziehen, daß das Pferd die Signale nicht kennt, halte ich für irrig.

Im praktischen Leben machen Reiter und Reiter mit dem Signale zugleich eine Bewegung. Da das Pferd unsere Sprache nicht kennt, wird es als Gewohnheitstier nur tätig, falls beides, Anruf und Bewegung, erfolgt. Erschallt nur das Signal, so bleibt es ruhig.

Jeder Jäger weiß aus Erfahrung, daß wilde Tiere in meisterhafter Weise auf alle Geräusche achten. Der Kiebitz und der Gähel-häher wären dem Grünroß nicht so verhasst, wenn nicht ihr Warnruf sämtliches Wild rebellisch machte.

Die Hottentotten lassen ihre Kinder Schwentungen ausführen, indem sie gewisse Pfiffe erschallen lassen. Was die afrikanischen Ochsen begreifen können, werden doch unsere Pferde ebenfalls verstehen.

Wie der Mensch, so fühlen sich Pferde und Hunde in der Fremde nicht wohl. Man mag von den Engländern halten, was man will, daß sie Pferdekennner sind, wird niemand bestreiten können. Sie sollen, wenn sie han-noversche Pferde kauften, deutsche Pferde-knechte für sie beschäftigt haben, die viel mit ihnen reden mußten.

Weil das Pferd häufig Heimweh hat, so muß man immer auf eine Flucht gefaßt sein. Von Fällen solcher Art führe ich hier folgenden an:

Ein Landmann auf der Insel Barsö bei Apenrade verkaufte eine Stute mit einem Fohlen an einen anderen Landmann, der unweit der Küste Schleswigs wohnte. Am nächsten Tage standen Stute und Fohlen vor der Haustür des Verkäufers. Die Stute und das kaum einjährige Fohlen mußten über das eine Seemeile breite Wasser geschwommen sein, um die frühere Heimat wieder zu erreichen.

Noch überzeugender ist folgendes Beispiel: Man hatte einst einen Kronfener nach Frankreich verkauft; es vergingen kaum einige Wochen, da kam das Pferd, mit französischer Zäumung und Sattel versehen, schaumbedeckt wieder in der damals zu Lippe-Deimold gehörenden Senne an. Es stellte sich heraus, daß das edle Tier seinen Reiter auf französischer Erde abgesetzt hatte und zum Rhein heim war; es hatte diesen durchschwommen und sich zur heimischen Heide wieder zurückgefunden. Hiernach ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß auch bei uns Rosafenpferde flüchten werden.

Der Verwendung der Rosafenpferde stehen also bei uns schwere Bedenken entgegen. Ausschlaggebend dürfte ihre Ungewohntheit an Lärm und Geräusche sein. Diese kann durch ihre Vorzüge, Genügsamkeit und eiserne Beine nicht wettgemacht werden.

Moritz Wagner wirft den Rosafenpferden „tierärztlichen Eigenfinn“ vor. Das kann nach den Dreijährstagen der Rosafen nicht so schlimm sein. Vor einigen Jahren ereignete sich in Oberhesseln an der russischen Grenze folgender Fall: Ein Rosaf auf deutschem Gebiet, in dem sich viel Publikum befindet. Sein Pferd, das draußen steht, fällt plötzlich um und ist verendet. Wemend stirzt sich der Rosaf auf sein treues Pferd und jam-mert, daß es das letzte Gut wäre, das er be-fessen hätte. Die Um-stehenden ergreifen Mit-leid, und sie veranstal-ten eine Sammlung, die reichen Ertrag gibt. Der Rosaf bedankt sich für das Geld, nimmt dem Pferde Zaumzeug und Sattel ab und geht damit über die Grenze. Drüben angekommen, pfeift er plötzlich. Siehe da, das vermeintlich tote Pferd spitzt die Ohren, erhebt sich und stürzt zu seinem Herrn, der sich über die Dummheit des Publikums gewiß nicht wenig ins Fäulchen gelacht haben mag.

Hiernach ließen unsere mit Rosafenpferden be-rittenen Kavalleristen Gefahr, daß sie durch Signale der Feinde in die größte Bedrängnis gerieten.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3720. 143. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint jeden Donnerstag vormittag. Vierteljährlicher Bezugspreis: durch eine Buchhandlung 8. 50, 15. Oktober 1914. Ungarn 10 K 79 h, Schweiz 11 Frs. 25 cs. In den übrigen Ländern des Weltpostvereins erfolgt die direkte Zustellung unter Kreuzband halbjährlich für 29. 50 portofrei. Einzelpreis dieser Nummer 1. 50. Die Insertionsgebühren betragen für die einpaltige Nonpareilzeile oder deren Raum 1. 50, auf Seiten mit redaktionellem Text 2. 50. Einlieferung der Inserate spätestens 10 Tage vor Erscheinen.

Rönisch Flügel Pianos

CARL RÖNISCH
Hof-Piano-Fabrik
DRESDEN

Dr. Schusters Institut

Leipzig, Eibonienstraße 59. Erfolge f. Prospekt!
— Gegr. 1882. — Leipzig, Eibonienstraße 59. Erfolge f. Prospekt!
— Gegr. 1882. — Leipzig, Eibonienstraße 59. Erfolge f. Prospekt!
— Gegr. 1882. — Leipzig, Eibonienstraße 59. Erfolge f. Prospekt!

Dr. H. Krause
Leipzig, Eibonienstraße 59. Erfolge f. Prospekt!
— Gegr. 1882. — Leipzig, Eibonienstraße 59. Erfolge f. Prospekt!

Thüringer Waldsanatorium
Schwarzeck
Bad Blankenburg-Thüringerwald
Für Nerven-, Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, Herz-, Frauenkrankheit, Adrenalkrankheit, Abkühlung, Erholung, Mast- u. Entzündungskuren usw. Leitende Ärzte: San.-Rat Dr. Wiedeburg, Dr. Wichura, San.-Rat Dr. Poensgen, Dr. Kröl.

KURHAUS für Nerven- und Gemütskranke
Tannenfeld
bei Nüßdenitz, Sachsen-Altenburg, Linie Glaucha-Göbels-Gera.
Landschaftlich schöne, isolierte Lage auf einem Höhenrücken inmitten eines 15 ha großen alten Parks. — Warmwasserheizung. — Elektr. Beleuchtung. — Fünf getrennt liegende Villen. — Entziehungskuren. — Gelegenheit zu Beschäftigung. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekt durch den Besitzer Dr. med. Tecklenburg.

Dr. Warda :: Villa Emilia
Heilanstalt für Nervenkrankhe
Blankenburg (Thüringen)
für Herz-, Magen-, Nieren- u. Stoffwechselkrankheiten, Nervenkrankheiten (Neurastheniker, Entziehungskuren), — Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt frei. Dr. R. Kömer jr. San.-R. Dr. Römer.

Sanatorium Elsterberg
operative Frauenleiden u. Erholungsbedürftige. Lungen- u. Geisteskrankheiten ausgeschlossen. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt frei. Dr. R. Kömer jr. San.-R. Dr. Römer.

Die Pfaff-Nähmaschinen
sind unübertroffen hinsichtlich Güte, Leistungsfähigkeit, Dauerhaftigkeit und unbedingter Zuverlässigkeit.

Über eine Million im Gebrauch.
Niederlagen in allen größeren Plätzen.
G.M. Pfaff, Nähmaschinen-Fabrik, Kaiserslautern.
Gegründet: 1862.

Abitur., Prim., Fähn., Einj.
Dr. Schraders
Mil.-Vorbild.-Anstalt
Magdeburg.

Vorbildung z. Einj., Prim., Abit.-Prf.
i. Dr. Harang's Anst., Halle S. 51.
40000 M.
zum Besten der Kriegshilfe
Ziehung vom 10. bis 14. November 1914
26. Geld-Lotterie
für das
Völkerschlacht-
Nationaldenkmal.
Bei nur 200.000 Loosen
15.222 Geldgewinne. Mark

258500
Höchstgewinn im glücklichsten Fall:
100000
Prämie und Hauptgewinne:
75000
25000
10000

Die beste 3 Mark-Lotterie. Die meisten Gewinne.
Lose zu 3 M. Porto u. Liste 30 Pf., emp-fiehlt auch gegen Nachn.
Deutscher Patriotenbund
Leipzig 310, Blücherstraße 11.

Die Krankenpflege
im Hause.
Von Dr. med. Paul Wagner.
Mit 71 Abbildungen.
Mark 4.—.

Bau des menschlichen Körpers und die wichtigsten Ver-richtungen seiner Organe. Kran-kenzimmer und Krankenbett. Allgemeine Regeln über die Pflege bettlägeriger Kranken. Allgemeine Krankenbeobach-tung. Ausführung der ärzt-lichen Verordnungen. Ernäh-rung des Kranken. Pflege bei akuten fieberhaften Krank-heiten, insbesondere bei an-steckenden Krankheiten. Pflege bei chronischen Krankheiten. Genesung, Siechtum, Tod. Pflege der Wöchnerinnen und Kinder. Pflege chirurgisch Kranker. Erste Hilfe bei plötz-lichen Unglücksfällen.

Verlag von J. J. Weber
Leipzig 26.

Glas-Stereoskope
aus allen Herren Ländern. Aktuell!
Alois Beer, K. u. K. Hof-Photograph, Klagenfurt.

Leipziger Lebensversicherungs-
Gesellschaft auf Gegenseitigkeit
(Alte Leipziger)

Die Gesellschaft übernimmt gegenwärtig noch
Lebensversicherungen unter Einschluss
der Kriegsgefahr;
bei Landsturmpflichtigen
ohne Extraprämie.

Nähere Auskunft erteilt die Gesellschaft u. deren Agenten.

Eugen Gärtner, Stuttgart Z. I.
Hgl. Hof-Goldschmied, Fürstl. Hofjuwelier, Hofst.
Inh. d. gold. Med. f. Kunst u. Wissensch.
Anerkant
größtes La-
ger in aus-
gesucht
schönen,
gut erhaltenen
italien., französ. u. deutsch. Meister.
Weitgehende Garantie. — Für absol.
Reinheit bürgt, feinste Refer. Berühmt.
Repar.-Atelier. Selbstgefertigte Meister-
geigen. — Glänzende Anerkennungen.

Nibelungen-Ringe.
Künstlerische Form.
Ethischer Gehalt.
Kunenschrift.
Aus den
Kunstwerkstätten
W. Dreuner, Stuttgart.
Zu beziehen durch alle Juweliere.

Extraktreiche und
wohlbekömmliche
Chemische Werke E. Walther, Halle a. S., Mühlweg 20.

MAX ERLER
Königlich Sächs. Hoflieferant
Leipzig, Brühl 34-40
Liefert feldpostmäßig verpackt
pelzgefütterte
Unterzieh-Westen
mit Ärmel

für Offiziere u. Mannschaften
zu Mk. 25.— 30.— 35.—
Als Größenmaß genügt: Einsendung einer
Zwölfwerte (die frei zurückfolgt) oder
Angabe von Brust- und Leibweite.
Fertige Pelzfutter
mit Ärmeln, unter dem Uniform-Mantel
zu tragen, von Mk. 125.— an.

Leipzig - Gohlis
Wilhelm Felsche
Königl. Sächs. Hoflieferant
Cacao Chocolate



Sanatogen

Von 21 000 Ärzten anerkanntes Kräftigungsmittel für Körper und Nerven. Bereits vielfach preisgekrönt, erhielt es auf dem Internationalen Medizinischen Kongress 1913 den Großen Preis als einziges Präparat in der Gruppe Nähr- und Kräftigungsmittel. Erhältlich in allen Apotheken und Drogerien. Die Sanatogenwerke Berlin 48/8, Friedrichstraße 231, versenden kostenlos aufklärende Schriften über:

Sanatogen als Kräftigungsmittel

- | | | |
|---|----------------------------------|----------------------------|
| 1. bei Nervenleiden | 3. bei Magen- und Darmleiden | 6. bei Kinderkrankheiten |
| 2. bei Misconvalenz und | 4. bei Lungenleiden | 7. bei Frauenleiden |
| Schwächezuständen aller Art | 5. bei Bleichsucht und Blutarmut | 8. bei Ernährungsstörungen |
| ferner 9. Merkblatt für werdende Mütter und Wöchnerinnen. | | |

Wer Sanatogen noch nicht kennt, verlange eine Gratisprobe von der obengenannten Firma.



Illustrirte Zeitung

Nr. 3720.

143. Bd.

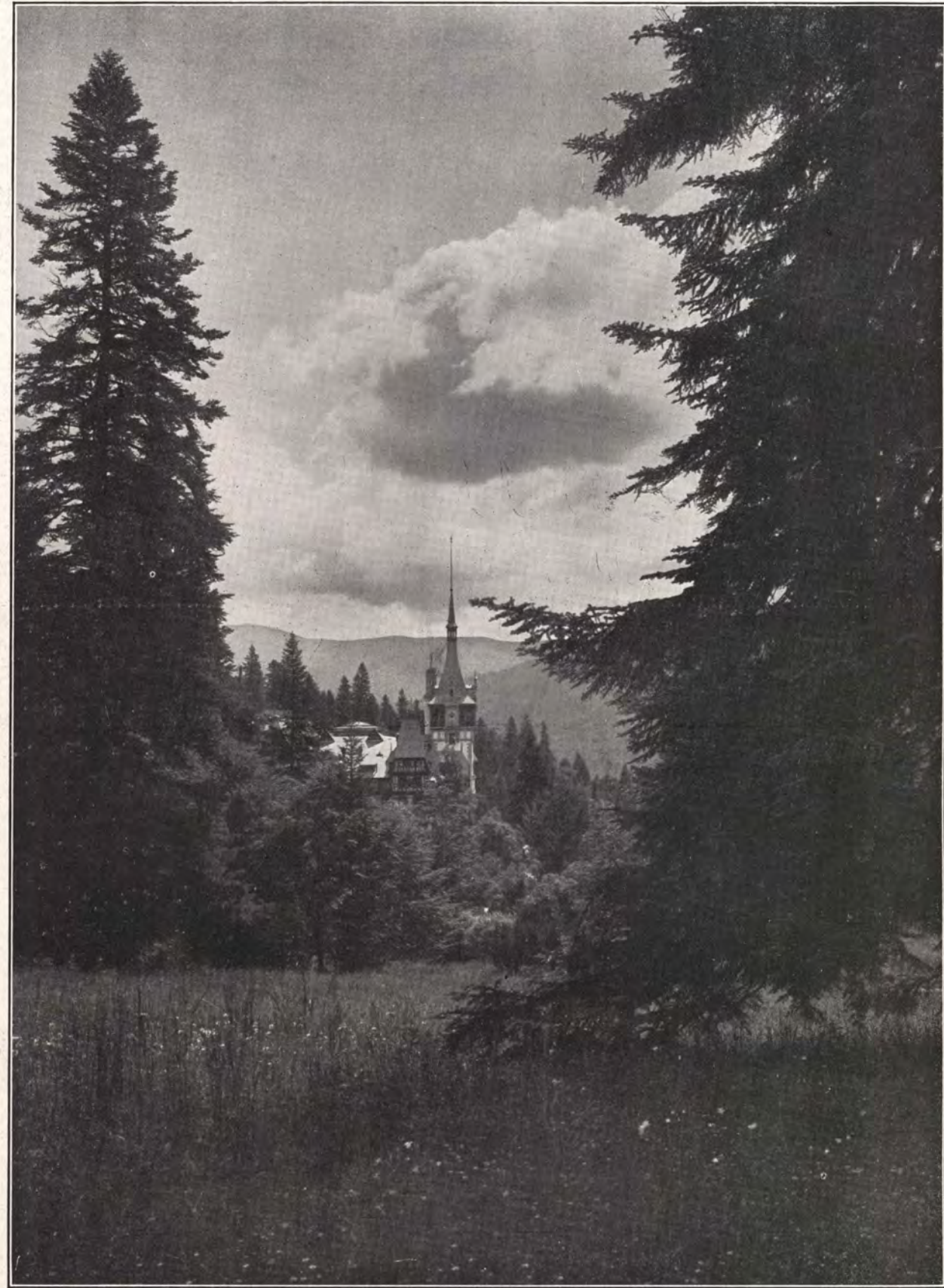


Ein Freund des Dreibundes: Carol I., König von Rumänien, geborener Prinz von Hohenzollern-Sigmaringen, † am 10. Oktober.

König Carol von Rumänien. / Von Professor Dr. Otto Hoetzsch, Berlin.

In der Geschichte der Monarchen Europas gibt es kaum einen Fall, daß ein Herrscher so zur unrichtigen Zeit abgerufen wurde wie König Carol von Rumänien, dessen Leben im sechsundsiebzigsten Jahre am 10. Oktober endigte. In einer Zeit größter internationaler Spannung, in der jeden Tag die Schicksalsstunde auch für die Schöpfung König Carols schlagen kann, tritt der Tod an den Mann in Rumänien heran, von dessen vielbewährter staatsmännischer Klugheit Freund und Feind das Höchste erwartete. Und tragisch ist dieses trotz aller zehrenden Krankheit plötzliche Ende doch auch für König Carol selbst. Er hatte mit dem Frieden von Bukarest im Herbst 1913, ohne Blutopfer für sein Volk, seine politische Hauptidee, das politische Gleichgewicht zwischen den Staaten der Balkanhalbinsel unbedingte aufrechtzuerhalten, in höchster politischer Geschicklichkeit und Mäßigung zum Siege geführt. Nun konnte er von da beginnen, eine neue Orientierung in der Stellung zu den großen und kleinen Mächtegruppen einzuleiten, die nur zu einem engeren Anschluß an die Türkei und Bulgarien (wegen der rumänischen Gegensätze zu Griechenland und dessen Bündnisse mit Serbien und im Großen an den Dreibund (wegen des nahen Verhältnisses von Serbien-Montenegro zu Rußland) führen konnte. Mancherlei recht schwere Steine lagen hindernd auf diesem Wege. Österreich-Ungarn feindliche Strömungen im eigenen Lande und allmählich auch an seine Person sich heranmachende mächtige Werbungen Rußlands, zuletzt durch den Zaren selbst, suchten auf alle Weise den Herrscher Rumäniens davon abzulenken. Er war viel zu erfahren und viel zu klug, um sich dadurch imponieren oder gar schrecken zu lassen. Schon 1871 hatte er der Opposition im eigenen Lande mit der Abdankung gedroht, auch in den entscheidenden Stunden der Kriegswochen dieses Jahres hat er mit dieser Drohung gezeigt, wie wichtig ihm die Neutralität seines Landes war, und er konnte nach einer über vierzigjährigen erfolgreichen Herrschertätigkeit sicher sein, daß dann die Wahl seinem Lande nicht zweifelhaft war. Ob freilich sein Lebensgrundsatz, jede zu starke Engagerung nach der einen oder der anderen Seite zu vermeiden, für die Lage noch ausreichte, die mit und nach dem Bukarester Frieden entstanden war, darüber wird erst die nächste Zukunft ihr Urteil sprechen. Er mochte sich wohl zu trauen, daß es seiner Erfahrung und staatsmännischen Sicherheit gelingen werde, sich auch durch diese unvergleichlich schwierige Verwicklung mit Ruhm und Vorteil für Rumänien hindurchzufinden. Darüber aber hat er sein Staatsschiff, im Gewoge der großen Politik nicht fest genug verankert, verlassen müssen, und darum schließt dies eigenartige, an Arbeit und Erfolge reiche Königsleben mit einer schweren offenen Frage ab.

Es ist wohl kein Wunder, daß sich uns im Augenblick des Todes König Carols gerade jetzt diese Erwägungen viel stärker aufdrängen als die Erinnerungen an ein Leben, das schon der Geschichte angehört. Am 20. April 1839 geboren, trat dieser Hohenzoller aus der Sigmaringer Linie in den preußischen Heeresdienst, ins 2. Garde-Regiment, ein. Wie er aus dieser Laufbahn, in der ihm kaum etwas Besonderes werden konnte, in eine ganz andere gezogen ward, an deren Ende die Königskrone eines souveränen, durch ihn souverän gewordenen



Schloß Pelesch bei Sinaia, in dem König Carol von Rumänien am 10. Oktober gestorben ist.

Staates stand, das liest man am besten und anziehendsten nach in den vier Bänden: „Aus dem Leben König Karls von Rumänien“ (1894—1900). Wir wissen ja heute, daß dies Memoirenwerk die Aufzeichnungen des Königs selbst enthält, also eine Quelle ersten Ranges über seine Geschichte ist. Seine Ziele standen dem ungemein klugen, rastlos arbeitenden, nur von der Idee seines Staates besessenen Fürsten ohne weiteres fest: Ordnung und Kultur im Innern, Selbständigkeit und Unabhängigkeit nach außen. Wie er das erstere Ziel erreicht hat, sieht schon jeder, der heute durch sein Land fährt; Rumänien ist durch ihn der bestorganisierte, bestverwaltete und blühendste Balkanstaat geworden und gehört durch ihn innerlich zu den Staaten Mitteleuropas, nicht mehr zu denen Südosteuropas, in deren Reihe es geographisch steht. In der äußeren Politik König Carols aber erkennen wir drei Perioden. Mit dem Pariser Frieden von 1856 beginnt schon vor ihm die neuere Geschichte Rumäniens und schließt die Geschichte der Donaufürstentümer Moldau und Walachei, aus denen es besteht. Als 1866 der Hohenzollerprinz Karl zu seinem Fürsten erwählt wurde, war ihm die Idee — als Postulat — in Anwendung auf Rumänien ganz klar, die Bismarck (in den „Gedanken und Erinnerungen“) für die Balkanstaaten alle schon als Fazit ihrer Entwicklung so ausdrückt: „Alle diese (Balkan-)Stämme haben Rußlands Hilfe zur Befreiung von den Türken bereitwillig angenommen, aber nachdem sie frei geworden, keine Neigung gezeigt, den Zaren zum Nachfolger des Sultans anzunehmen.“ Für Carol war das um so selbstverständlicher, als sein Volk nur durch die Religion, aber ganz und gar nicht durch Sprache, Volkstum und Kultur mit Rußland verbunden war. Hier hatte der Panslawismus überhaupt keinen Boden, und König Carol sorgte auch bewußt dafür, daß er keinen fand. Bis 1877/78 geht die erste Periode seiner so gerichteten Politik, bis zum Ende des Krieges Rußlands gegen die Türkei. Mit größter Meisterschaft wußte er seine nach preußischem Muster geschulte Armee Rußland gerade erst dann an die Seite zu stellen, da er nicht mehr als abhängiger Satrap, wie Rußland es wünschte, sondern als gleichberechtigter Verbündeter das tun konnte. Und der Lohn dieser glänzenden Politik, die aber auch den Kampf von Plewna nicht scheute, war die Unabhängigkeit von der Türkei, die Krönung Carols am 22. Mai 1881 zum König. Für die weitere Entwicklung war es dabei sogar ein Vorteil, daß Rußland die Dankbarkeit gegen Rumänien, dem es Plewna in der Hauptsache verdankte, nur zum Teil bewies und ihm das reiche Bessarabien gegen die in ihrem Wert recht fragwürdige Dobrudscha abnahm. Damit blieb ein Stachel, der Rumänien in einem dauernden Gegensatz gegen Rußland erhielt.

Von 1881 bis 1912 geht danach die zweite Periode, in der bei allen Schwankungen der orientalischen Frage der bezeichnete Grundsatz von König Carol festgehalten wird. Bestritten wurde die errungene Stellung Rumäniens niemals wieder, Rußland mußte sich eben bescheiden, mit seinem Kriege gegen die Türkei diese nicht ruiniert, sondern im Gegenteil neben ihr noch zwei selbständige, auch von ihm, von Rußland, unabhängige Staaten, Bulgarien und Rumänien, erst möglich gemacht zu haben. Aber andererseits hielt König Carol auch alle Begehrlichkeit in seinem Lande nach den Gebietsteilen Rußlands und Österreich-Ungarns, in denen Rumänen siedeln, nach Bessarabien und nach Ungarn-Siebenbürgen, energisch im Zaum. Ihm genügte, wie gesagt, das Gleichgewicht der Staaten auf der Balkanhalbinsel, wie es war. Da wurde dies von 1912 an ernstlich bedroht. Der Gedanke des Balkanbundes, mit dem er wohl auch gespielt hatte, wendete sich nun gegen die Türkei und gegen ihn. Darum

Vielerlei Erörterungen, auch Zusammenkünfte sind hin- und hergegangen, die zeigten weniger, daß Rumänien nach der neuen Orientierung suche, als daß die anderen diese von ihm wünschten. Dem allen stand wohl König Carol weit mehr in der älteren Überzeugung, die Festigung seines Staates und seiner Dynastie zum vollen Ende führen zu müssen, gegenüber als in dem jüngeren Gefühl, daß die Rumänen, die mit Magyaren und Deutschen einen mächtigen Riegel gegen das Zusammenfließen der Slawen von Nord und Süd bilden, für diese Zusammengehörigkeit auch festere politische Formen finden müßten. Und da klingt die auswärtige Politik dieses Meisters der Staatskunst, wie wir sagten, in einer offenen, schweren Frage für sein Volk aus. Ein Fürstenleben voll rastloser Arbeit und Pflichttreue, ein König von größter Klugheit und von fleckenloser Charakterreinheit ist in diesem Hohenzollern am 10. Oktober zur Rüste gegangen. Und reichsten Segen hat er dem Volke gebracht, das ihn vor vierzig Jahren rief. Deutscher Kultur hat er es nicht gewonnen, denn die eingewurzelten Sympathien der gebildeten Schichten für Frankreich und französisches Wesen hat er ebenso wenig überwunden wie den in vielen Rumänen um der siebenbürgischen Stammesbrüder willen lebenden Gegensatz gegen Ungarn, damit gegen den Habsburgerstaat, damit gegen den Dreibund. Aber Köstliches, Unvergängliches hat König Carol für Rumänien geschaffen; daß es ein deutscher Prinz, ein Hohenzoller war, der sich so in die wirrenreiche Geschichte der Balkanhalbinsel eingegraben hat, erfüllt uns mit Stolz. So ziehen aus Deutschland heute viele mittrauernde Sympathien zu dem Königsschloß zu Sinaia, auf dem die Flagge vom Halbmast weht, und zu der königlichen Witwe, die uns nicht nur die deutsche Prinzessin, sondern auch die deutsche Dichterin ist, und unsere Wünsche zu dem neuen Herrscher und seinem Reiche: möchte ihnen die Sturmzeit, in der wir leben, Festigung und Mehrung des Erbes bringen, das König Carol ihnen hinterläßt!



König Ferdinand I. von Rumänien, geborener Prinz von Hohenzollern-Sigmaringen.



Königin Marie von Rumänien, geborene Prinzessin von Sachsen-Coburg und Gotha.



Kronprinz Carol von Rumänien. (Hofphot. E. Bieber, Berlin.)

Die militärische und politische Bedeutung des Falles von Antwerpen.

Von A. v. Janson, General der Infanterie z. D.

Nach nur zwölfstägigem Kampfe wurde Antwerpen von den Deutschen erobert, ein in der Geschichte des Festungskrieges unvorhersehbarer Erfolg gegenüber einem großen, mit allen Errungenschaften der neuesten Technik ausgestatteten Waffenplatz, dessen Besatzung, durch die Reste des belgischen Feldheeres und ein englisches Hilfscorps verstärkt, sich zäh verteidigte und durch wiederholte Ausfälle in großem Maßstabe ihren offensiven Geist bekundete. Wir stehen vor einer rätselhaften Erscheinung:

Belgiens modernste Festungen sind in kürzester Zeit einer Belagerung, verbunden mit Infanterieangriffen in den Formen des Feldkrieges, erlegen, während in Frankreich weniger moderne Festungen langen Widerstand leisteten und Feldbefestigungen den Angreifer zu einem dem Festungskrieg ähnlichen Verfahren nötigten. Wenn in Lüttich und Namur das Fehlen einer geschlossenen inneren Umwallung die Verteidigung schwächte, so trifft dies für Antwerpen nicht zu. An Stelle der veralteten und zum Teil durchbrochenen Stadtumwallung war die innere Fortlinie mit ihren Stützpunkten getreten. Die Wirkung der neuen Kleingeschütze, der Kruppischen 42-cm-Mörser, allein kann nicht den Ausschlag gegeben haben. Volle Klarheit wird man erst geraume Zeit nach Abschluß des Krieges gewinnen. Indessen wird jedermann schon jetzt einsehen, daß es „uneinnehmbare“ Festungen von jeher nur eine Illusion vorstellung — nicht gibt. Auch bestätigt sich die alte Wahrheit, daß eine Festung erst im Zusammenhange mit der gesamten Kriegsführung ihren wahren Wert gewinnt, und daß ihre Bedeutung weit mehr von der Wechselwirkung mit dem Feldzuge als von der rein technischen Stärke abhängt. Diese Wechselwirkung tritt mehr denn je in der Rolle hervor, die der planmäßig angelegte Festungsgürtel Frankreichs zurzeit spielt. Eine entsprechende Wirkung erhoffte man auch von Antwerpen. Die ursprüngliche Aufgabe des Platzes, den Engländern als Brückenkopf für das Festland zu dienen, wurde durch die überraschende Schnelligkeit des deutschen Heeres, besonders durch die schnelle Überwältigung der Maaslinie, unmöglich gemacht. Zuallererst wurde Antwerpen zum Zufluchtsort für das belgische Heer, das durch englische Truppen verstärkt wurde; die Festung sollte der Ausgangspunkt für Unternehmungen gegen unsere rückwärtigen Verbindungen und für eine Wiedereroberung Belgiens werden. Das französisch-englische Heer machte verzweifelte Anstrengungen, um den rechten deutschen Flügel zu umfassen und aufzurollen, gleichzeitig aber nach Norden Gelände zu gewinnen. Die belgische Küste, namentlich Ostende, sollte für die Verbindung mit England gesichert und Antwerpen entsetzt werden. Durch zweierlei ist das für uns verhängnisvolle Gelingen dieses Planes vereitelt worden: Die bewundernswürdigen Maßnahmen unserer Heeresleitung und die heldenmütigen Kämpfe unserer Truppen ermöglichten dem feindlichen Heere nicht, unseren rechten Flügel so zu lähmen oder gar aufzurollen, daß jener Vormarsch nach Antwerpen sich vollziehen konnte. Ferner beschränkte man sich auf deutscher Seite nicht auf eine Einschließung Antwerpens, um den Gegner zeitweise unschädlich zu machen, sondern man schritt, sowie genügende Streitkräfte zusammengebracht waren, ungehindert zu einem auf seine dauernde Befestigung hinzielenden Angriff. Das rasche Gelingen hat die Lage vollkommen geändert. Belgien ist als feindliche Streitmacht erledigt, und das Land bildet nunmehr eine unein-

geschlossene Operationsbasis für unser Heer. Der Entfall der Festung ist damit hinfällig geworden, und, was noch mehr ist, neue Umfassungsveruche werden für die Franzosen selbst gefährlicher, je mehr ein Anschluß nach Belgien hinein nicht mehr möglich ist. Allerdings sind ansehnend namhafte Teile der Besatzung — Belgier wie Engländer — der Einschließung entgangen und auf dem Wege nach Ostende. Zieht man indessen die starken Verluste im Kampfe und den Abtritt von Heeresabteilungen und

die endgültige Verhinderung der unmittelbaren Verbindung Englands mit Belgien. Die Einnahme der nächsten französischen Küstenplätze Dünkirchen, Calais und Boulogne ins Auge zu fassen, liegt nahe; was das für England bedeutet, braucht nicht ausgeführt zu werden. Die Hauptsache jedoch bleibt die Stärkung unserer Offensivkraft, um das lange, blutige Ringen zur Entscheidung zu führen. Fassen wir die militärische Bedeutung des Erfolges noch einmal zusammen: Gewinn und Sicherung dauernder Rückenfreiheit, Verminderung der Gefahr der Umfassung unseres rechten Flügels, Zuwachs neuer Kräfte zur Bekämpfung der französischen Festungen und zum Einsatz in das Feldheer an beliebiger Stelle behufs Wiederaufnahme einer kräftigen Offensive, endlich nicht als geringstes der Eintritt eines Generals, wie v. Beseler es ist, in die glänzende Reihe der Führer des Feldheeres.

Mit diesen rein militärischen Erfolgen ist die Bedeutung des Falles von Antwerpen nicht erschöpft, er ist auch politisch von größter Tragweite. Wird sich diese in vollem Umfange auch erst bei Beendigung des Krieges übersehen lassen, so steht doch schon jetzt fest, daß der endgültige Verlust Belgiens für England — die Seele unserer Feinde — ein schwerer Schlag ist, den kriegerischen Einfluß dieser Nation auf dem Festlande lähmt und damit seine überwiegende Stellung in Europa herabdrückt, selbst abgesehen von dem schweren Verluste, den das Aufhören des englischen Handels nach Antwerpen mit sich bringt. Je herausfordernder und prahlender England Sprache in bezug auf Antwerpen und Belgien überhaupt war, desto schwerwiegender ist jetzt seine moralische Niederlage. Andererseits wird auch das niederländische Volk sich nun durch die Tatsachen überzeugen lassen, wie schmächtig die Verleumdungen unserer Gegner waren, die behaupteten, daß Deutschland die niederländische Neutralität bedrohe. Eine tatsächliche Bedrohung ging von England aus. Sie offenbarte sich seinerzeit in dem durch das belgische Sprachrohr verlautbarten Protest gegen die Verstärkung der Befestigungen von Blijssingen und jetzt durch grobe Vergewaltigung von Handelschiffen und die Verhinderung der Schifffahrt durch Minen, endlich durch die Forderung freien Durchganges von Truppen und Kriegsmaterial durch den zum niederländischen Gebiet gehörigen Unterlauf der Schelde. Unentwegt hat die niederländische Regierung in loyalster Weise die Neutralität bewahrt und sich durch die schärfsten englischen Druckmittel nicht ins Wanken bringen lassen. Noch jetzt während der Katastrophe hat es dies bewiesen, den abziehenden Engländern den Weg durch die Schelde verlagert und über die Grenze tretende englische und belgische Truppenteile entwaffnet. Man braucht in keine Staatsgeheimnisse eingeweiht zu sein, um zu wissen, daß Deutschland den zuverlässigen neutralen Nachbar nicht in ähnliche Lagen bringen wird, wie England es getan hat, daß vielmehr die niederländische Neutralität niemals gefährdeter war als jetzt. Wer nicht an politische Dankbarkeit glauben will, der wird sich klarmachen, daß unsere Interessen zusammengehen und zum beiderseitigen Nutzen dauernd zusammengehen werden.

Alles in allem bedeutet der Fall von Antwerpen einen unschätzbar reichen militärischen und politischen Gewinn. Wir verdanken ihn den Schöpfungen der wunderbaren Kruppischen Geschütze, unsern unergieblichen Heere, der Marine division, die heldenmütig zu Lande mitgekämpft hat, und dem General v. Beseler, im Frieden längst bekannt und hochgeschätzt gleichzeitig als Infanterist, Ingenieur und Generalstabschef, jetzt bewährt als Feldherr.



Der Eroberer des „uneinnehmbaren“ Antwerpen: General der Infanterie v. Beseler, der Oberbefehlshaber der deutschen Belagerungsarmee, dem vom Kaiser für die Bezwingung der stärksten Festung der Welt nach nur zwölfstägiger Belagerung der Orden pour le mérite verliehen wurde.

(Rgt. Hofphot. Ernst Sandau Berlin.)

vielen einzelnen in die neutralen Niederlande, wo sie entwaffnet wurden, sowie die starke Erschütterung des inneren Festungsbetrachtes, so ist selbst für den Fall, daß eine Einschließung in Ostende gelingen sollte, die dem feindlichen Heere zuzuführende Verstärkung nicht hoch anzuschlagen. Jedenfalls ist sie weit geringer als die für das deutsche Heer frei werdende Truppenmacht, auch wenn ein Teil zum Festhalten des gewonnenen Platzes zurückbleibt. Mit Jubel werden die vor den französischen Festungen liegenden Heeresteile den Zuwachs an schwerer Artillerie und sonstigen Belagerungsmaterial begrüßen, und die Feldtruppen sind bereit, da eingesetzt zu werden, wo der oberste Kriegsherr sie braucht. Der Standpunkt des bisherigen Belagerungsheeres weit rückwärts gewälte vollendete Operationsfreiheit, das in unseren Händen befindliche treffliche belgische Eisenbahnnetz gewährt die Ausföhrung. Zum mindesten angebahnt ist nun die Gewinnung von Ostende und damit



Belgische Infanterie in Verteidigungsstellung bei der zerstörten Brücke von Samme. (Phot. Vereenigde Fotobureaux Amsterdam.)



Die Wirkung unserer 42-cm-Granaten: Ein Loch, in dem ein dreistöckiges Haus Platz hat, im Fort Waare. (Phot. Boedeker.)

Zum Fall von Antwerpen am 9. Oktober nach zwölfstägiger Belagerung.

¹⁾ Vgl. „Antwerpens militärische Bedeutung einst und jetzt“ in Nr. 3715, S. 402 ff. der „Illustr. Ztg.“



Ein Zeichen der deutschen Herrschaft in Belgien: Deutsche Briefmarken mit Überdruck für den Postverkehr in den unter deutsche Verwaltung gestellten Teilen Belgiens.

Kriegslegen.

Wenn uns die Väter und Großväter von den Kriegen erzählten, die sie selber mit erlebt hatten, dann ging es wie ein Grauen durch unsere Seelen; wir hielten wohl beim Zuhören für Augenblicke den Atem an, wenn die Schrecken der wilden Zeit in unserer Phantasie lebendig wurden, und die Spannung löste sich erst etwas, wenn einer aus der Runde zuverlässig tröstete: „Heute kommt's nicht mehr zum Kriege!“

Wie Märchen, böse Märchen, kommen uns dann jene Schilderungen vor. Aber heute sind sie wieder Wirklichkeit geworden. Was manchem ganz unmöglich schien, ist über Nacht zur Tat geworden. Die Kriegstürte raft durch die Väter und hinterläßt das böse Gefolge, wie es uns zwei unserer großen Maler packend dargestellt haben: die Pest, die Teuerung, der Tod.

Das fürchterliche Elend, das das kleine Wort Krieg bedeutet, läßt sich gar nicht ausdenken, und selbst wenn in dieser Stunde der Kampf aufhörte, so verblutete doch schon so viel Leben an den geschlagenen Wunden, so wären doch schon unendliche Kulturwerte völlig vernichtet!

Und dennoch haben wir ein Recht, auch vom Kriegslegen zu sprechen. Es wird in diesen Tagen nicht zu ermessen sein, wie viele bittere Tränen geweint werden, wie hoch Schmerz und Weh in den Häuten wie in den Palästen steigen werden, aber dann ist es um so notwendiger, uns bewußt zu werden, daß der Krieg nicht nur grausam schlägt und nimmt, sondern auch viel heilt und gibt.

Es zeigt sich im Leben immer, daß man ein Gut erst schätzt, wenn man es einmal verloren hat. Wir hatten den köstlichen Frieden als etwas Selbstverständliches hingenommen; ja, wir hatten an vielen Einrichtungen, die uns persönlich nicht gut genug waren, unzufrieden herumgemäkelt, hatten vielleicht oft genörgelt, wo wir kein Recht dazu hatten. Wie sehnen wir uns jetzt nach manchem zurück, was uns der Krieg mit einem Male geraubt hat! Wie werden wir uns freuen, wenn es erst wieder einmal sein wird, wie es früher war! Das Verlangen nach noch besseren Zuständen war ja begreiflich; auf ihm beruht schließlich aller Fortschritt; aber es kann nur segensreich sein, wenn wir im Mangel einmal das gründlich schätzen lernen, was wir früher kaum noch achteten.

Der Krieg schränkt alle Bedürfnisse ein, und das kann dem heutigen Menschen einmal nicht schaden. Im Gegenteil, es tut ihm, dem Verwöhnten, dem Anspruchs-vollen, dem im Wohlleben Verweilenden, nur gut, wenn er nun merkt, was in Wirklichkeit zu der „Notdurft des Leibes und der Seele“ gehört, und was nicht dazu gehört. Es kann nicht schaden, wenn der einzelne am eigenen Leibe erfährt, wie man sich in neue Verhältnisse findet, wie das bittere Muß der harte Treiber ist. Wenn hier auch die Notwendigkeit gebietet, so läßt sich doch annehmen, daß der Krieg für manchen auch ein Etahlbad des Charakters bedeutet, und daß manche Lebensanschauung eine Wendung zum Besseren erfahren wird.

Es ist gewiß nicht gering anzuschlagen, daß jede große Not mit einem Schläge das Gefühl für die kleinen Nöte raubt, besonders aber, daß vor der wirklichen Not die Kleinlichkeiten verschwinden. Wieviel Unbedeutendes wird in diesen Tagen von dem einzelnen Menschen und von unserem ganzen Volke abgestreift werden! Wie könnte der einzelne fest faden Vergnügungen nachgehen, wie das Volk seine Kraft in nutzlosen Parteitämpfen verzetteln! Es ist gut, wenn einmal Zeiten kommen, wo alle wieder lernen, den rechten Maßstab an die Dinge und ihren Wert anzulegen, damit alle das Kleine, den Tand, das Spielzeug als solches erkennen und mit Ernst den großen, würdigen Zielen des Lebens nachstreben.

Der Krieg schweißt das Volk zu einer Einheit zusammen. Das haben wir in diesen Tagen alle selbst erlebt. Mancher, der über die Zerrissenheit unseres Volkes klagte, hat Freudentränen geweint, als er das Wunderbare sah. Wie weggefeht sind Partei- und auch Standesunterschiede. Wie viele werden einander in dieser Zeit näher kennen und verstehen lernen, die sich bisher mißden und verachteten. Gewiß, Schranken bleiben und werden nach dem Kriege wieder neu entstehen, aber das Bewußtsein, einem Volke

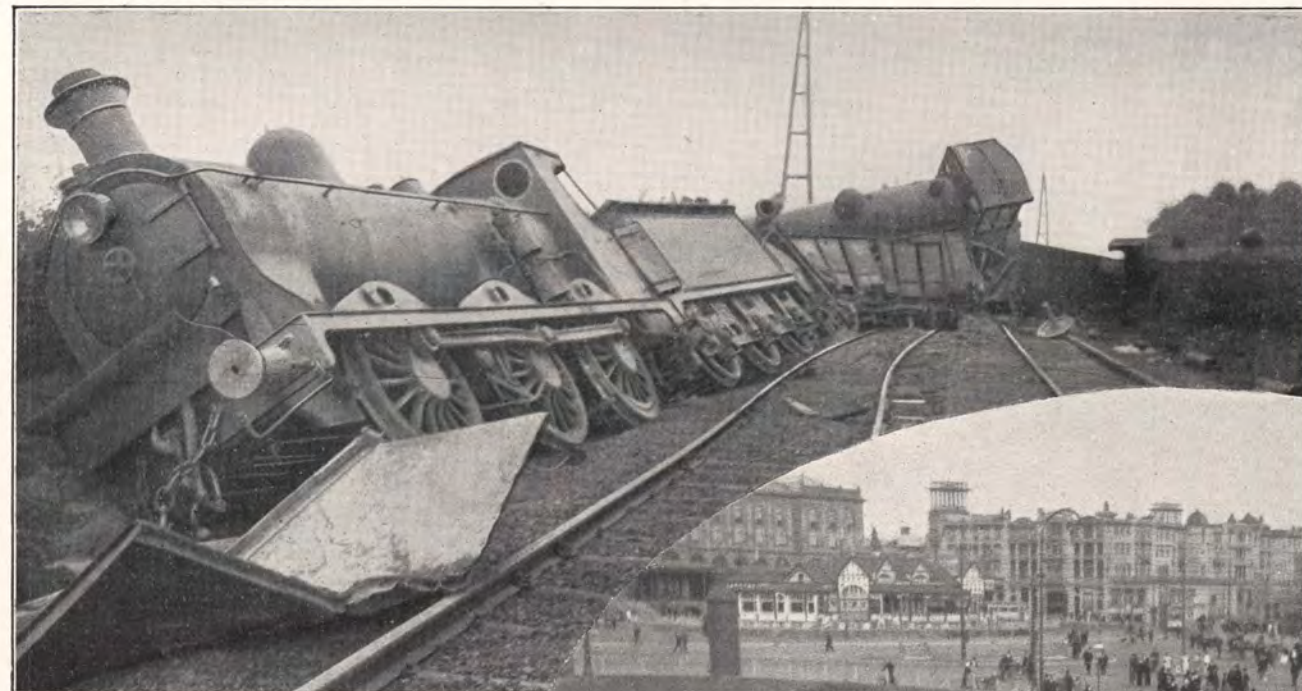


Ein englisches Panzerautomobil in Termonde. (Phot. Vereinigte Fotobureaux Amsterdam.)



Blick auf Antwerpen mit der Kathedrale von der Kreebe aus. (Phot. Dr. Trenker & Co., Leipzig.)

Zum Fall von Antwerpen am 9. Oktober nach zwölfstägiger Belagerung.



anzugehören, ist sicher in der Gegenwart gestärkt worden.

Wie überhaupt die Vaterlandsliebe, die gar manchmal leeres Wort gewesen sein mag, zur Tat und Wahrheit geworden ist. Das Gefühl der Zugehörigkeit zum deutschen Volke ist gewachsen, deutsches Wesen ist wieder klarer in die Erscheinung getreten. „Gedenke, daß du ein Deutscher bist!“ Dieser Satz ist vielfach zur wirksamen Mahnung geworden. Man denke nur an die Überheblichkeit und Verächtlichkeiten der Ausländererei; mit einem Schläge ist die Helling eingetreten; in der Sprache, in der Literatur, in der Mode werden wir es, Gott geb's, erfahren, daß wir uns endlich auf uns selbst besonnen haben.

Liebe zum Vaterland ist wie jede Liebe Stärke im Entsagen, Opferwilligkeit, Hingabe. Wie herzlich hat sie sich dann in diesen Tagen lebendig gezeigt! Unser Volk darf stolz sein auf den Schatz von Liebe, der in ihm ruht, auf die Opfer, die es gebracht hat. Der Krieg lehrt, das eigne Ich zu vergessen, den Blick

auf das große Ganze zu richten. Wir reden so viel von der Notwendigkeit staatsbürgerlicher Erziehung und fordern sie mit allem Recht. Nun, ich wüßte kaum zu sagen, wie dem einzelnen besser als im Kriege gezeigt werden könnte, was er an seinem Vaterlande hat, wie schön es ist, wie er es zu schätzen, welche Opfer er zu bringen hat, wie er ein wirklich guter Staatsbürger ist.

Kriegslegen! Das Wort mutet vielleicht manchen sonderbar an, und doch hat es seine volle Berechtigung. Und je größer die Kriegsnot ist und wird, desto mehr wollen wir sie zu mindern suchen, eben unter anderem auch dadurch, daß wir uns des Kriegslegens recht bewußt werden.

P. Hoche.



Zum Fall von Antwerpen am 9. Oktober nach zwölfstägiger Belagerung.

Oben: Von den Belgiern losgelassene „wilde“ Züge, die bei Mecheln von unseren Eisenbahntuppen zur Entgleisung gebracht wurden. (Phot. Voedeker.) Mitte: Belgische Flüchtlinge in Scheveningen (Holland) auf dem Wege zum Zirkusgebäude, wo sie untergebracht werden. (Phot. Rembrandt, Haag.) Unten: Antwerpen von der Kathedrale aus. (Phot. Vereinigte Fotobureaux Amsterdam.)



Zur Teilnahme einer deutschen Marine division an der Eroberung Antwerpens: Deutsche Matrosen mit eroberten belgischen Kanonen.
(Phot. Vereinigte Fotobureaux Amsterdam.)

Kriegschronik.

1. Oktober 1914.

Nach einer amtlichen Meldung wurden am 30. September die Höhen von Roye und Fresnoy, nordwestlich von Noyon, den Franzosen entzogen. Südöstlich von St. Mihiel wurden am 1. Oktober Angriffe von Toul aus zurückgewiesen. Die Franzosen hatten dabei schwere Verluste. Der Angriff auf Antwerpen schreitet erfolgreich fort. Auf dem östlichen Kriegsschauplatz sind keine Veränderungen zu verzeichnen.

Zur Abwehr der von England gegen Deutschland ergriffenen wirtschaftlichen Maßnahmen ist nun auch deutscherseits ein Zahlungsverbot gegen England erlassen worden, das indessen hinreichenden Spielraum läßt, um Härten zu vermeiden. Den Belgiern scheint es nicht nur militärisch, sondern auch hinsichtlich ihrer Finanzen recht schlecht zu ergehen. Der englische Schatzkanzler Lloyd George sagte in einer Rede zu Cricklith, daß Belgien kein Geld mehr für den Kauf von Munition gehabt habe, weshalb England und Frankreich je zehn Millionen Pfund vorgestreckt hätten. Die Notwendigkeit weiterer Unterstützung Belgiens sei zu erwarten.

2. Oktober 1914.

Die Gesamtlage wird amtlich folgendermaßen dargelegt: „Vor dem westlichen Armeestügel wurden erneute Umfassungsveruche der Franzosen abgewiesen. Südlich Roye sind die Franzosen aus ihren Stellungen geworfen. In der Mitte der Schlachtfrent blieb die Lage unverändert. Die in den Argonnen vordringenden Truppen erlitten im Vorschreiten nach Süden wesentliche Vorteile. Südlich der Maas unternahmen die Franzosen aus Toul energische nächtliche Vorstöße, die unter schweren Verlusten für sie zurückgeworfen wurden. Vor Antwerpen sind das Fort Wavre, St. Catherine und die Redoute Dorpweid



Zu den Kämpfen in den Vogesen: Französische Alpenjäger.

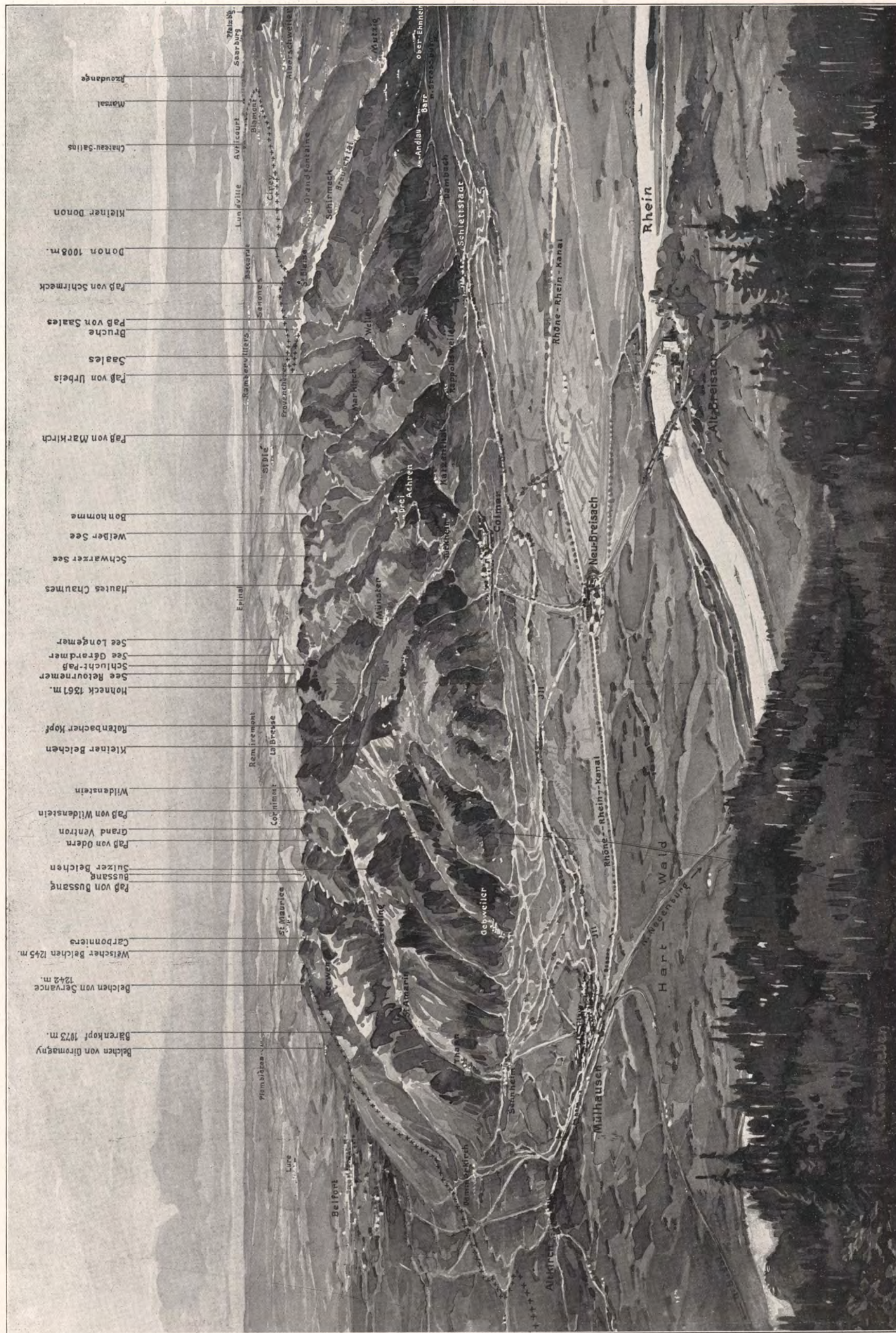


Vom Kriegsschauplatz in Nordfrankreich: Die zerstörte Brücke von St. Maxent im Departement Somme.

mit Zwischenwerken gestern nachmittag 5 Uhr erstürmt. Das Fort Baelhem ist eingeschlossen. Der weitlich herausgehobene wichtige Schuttpunkt Termonde befindet sich in unserem Besitz. Auf dem östlichen Kriegsschauplatz scheint der Vormarsch russischer Kräfte über den Njemen gegen das Gouvernement Suwalki bevorzustehen.

Aber den Angriff unserer Gegner auf Tjingtau liegt folgende zusammenfassende Darstellung vor: „Vereinigte japanische und englische Streitkräfte gelangten Sonntag, den 27. September, nach unbedeutenden Scharmützeln mit vorgeschobenen deutschen Streitkräften bis an den Vifunfluß. Hier wurde ihr rechter Flügel vom Inneren der Bucht aus durch drei deutsche Schiffe beschossen, bis japanische Züge eingriffen. Die Züge wurden dabei beschädigt. Der Gesamtverlust des Gegners betrug 150 Tote. Die deutschen Verluste sind unbekannt. Während der Kämpfe hat ein deutsches Kanonenboot die deutschen Landtruppen in vorzüglicher Weise unterstützt. Das Kanonenboot wurde von der japanischen Flotte angegriffen, scheint aber unbeschädigt geblieben zu sein. Am 28. September, während Tjingtau zu Lande ganz abgeschlossen wurde, beschossen die Japaner mit einer Linienjagddivision zwei deutsche Küstenbatterien, die kräftig antworteten. Das Ergebnis ist unbekannt. Am folgenden Tage begann die Seeresmacht auf die vorgeschobenen deutschen Stellungen, vier englische Seemilitär vor der deutschen Hauptverteidigungslinie. Von deutscher Seite wurde unter Einsatz aller Kräfte geantwortet.“

Gegenüber den täglich wechselnden Vermutungen über die Haltung Rumäniens betont folgende amtliche Verlautbarung der Regierung die Absicht, nach wie vor strengste Neutralität zu wahren: „Ein heute veröffentlichtes Regierungscommuniqué besagt: Der Meinungsaustausch zwischen dem Ministerpräsidenten Bratianu, dem Führer der Konfervativen Marghilan und dem Führer der Demokraten Take Jonescu hatte das Ergebnis, daß die Einberufung des Kronrates nicht notwendig ist, da zu einer Änderung in der Politik Rumäniens kein Grund vorliegt. Ministerpräsident Bratianu wird dieses Gutachten dem König vorlegen.“



Zu den Kämpfen in den Vogesen und im Sundgau: Vogelschaukarte des Vogesengebiets. (+++++ Deutsch-Französische Grenze.)

Ein Blick auf die Karte läßt es begreiflich erscheinen, daß die Kämpfe auf dieser Seite des Kriegsschauplatzes sich wegen des unüberwindlichen Geländes so langwierig gestalten, zumal die Grenze über den Stamm des Gebirges läuft.



Gefangenenernehmung im Korpshauptquartier durch den Dolmetscheroffizier.

3. Oktober 1914.

Die „uneinnehmbare“ Festung Antwerpen, des genialen Brialmont hervorragendste fortifikatorische Schöpfung, geht bereits mit Riesenschritten ihrem Schicksal entgegen. Am 1. wird gemeldet: „Auf dem französischen Kriegsschauplatz sind heute keine wesentlichen Änderungen eingetreten. Im Angriff auf Antwerpen fielen auch die Forts Vierre, Waelhem, Koenigshoof und die zwischenliegenden Redouten. In den Zwischenstellungen wurden 30 Geschütze erobert. Die in den äußeren Fortsgürtel gebrochene Mäe gestattete, den Angriff gegen die innere Fortslinie und die Stadt vorzutragen. Im Osten sind das dritte sibirische und Teile des 22. Armeekorps, welche sich auf dem linken Flügel der über den Nijmen vordringenden russischen Armeen befanden, nach zweitägigem erbitterten Kampf bei Augustow geschlagen worden. Über 2000 unverwundete Gefangene, eine Anzahl Geschütze und Maschinengewehre wurden erbeutet.“

4. Oktober 1914.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz geht der Kampf im rechten Seeresflügel und in den Argonnen erfolgreich vorwärts.

Die Operationen vor Antwerpen und auf dem östlichen Kriegsschauplatz vollzogen sich planmäßig und ohne Kampf. Nach einer ergänzenden Meldung der „Rätslichen Volkszeitung“ wurden bei den Kämpfen vor Antwerpen 330 Geschütze im freien Felde erobert. Über die Kämpfe im Osten und insbesondere über den Sieg bei Augustow macht das stellvertretende Generalkommando in Königsberg noch folgende Mitteilung: „Die Russen sind in zweitägigem Kampf bei Suwalki am 1. und 2. Oktober vollständig geschlagen und haben 3000 Gefangene, 18 Geschütze, darunter eine schwere Batterie, viele Maschinen- und Fahrzeuge und Pferde verloren.“

Unsere kleinen Kreuzer fahren inzwischen fort, die Schiffsahrt unserer Feinde auf allen Weltmeeren zu beunruhigen und zu schädigen. Am 22. September vom französischen Marineministerium mitgeteilt: „Die deutschen Kreuzer „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ sind am 22. September vor Bapaete auf Tahiti erschienen und haben das kleine Kanonenboot „Zélee“, welches seit 14. September abgerüstet im Hafen lag, in Grund geschossen. Hierauf beschossen sie die offene Stadt Bapaete und fuhren weiter.“ Die Mitteilung drückt zum Schluß die Hoffnung aus, daß den beiden Schiffen sehr bald die Kohlen ausgehen werden. Zu dieser Meldung ist übrigens zu bemerken, daß Bapaete keine offene Stadt, sondern ein Fort mit etwa 20 Geschützen ist. — Auch der deutsche Kreuzer „Leipzig“ macht sich den Feinden recht unangenehm bemerkbar; die „Times“ melden aus Lima: „Der deutsche Dampfer „Marie“ ist in Callao mit der Bemannung des Dampfers „Bantfield“ eingetroffen, der an der Nordküste von Peru durch den deutschen Kreuzer „Leipzig“ in den Grund geholt wurde. Der „Bantfield“ führte 6000 Tonnen Zucker für Liverpool. Die Ladung hatte einen Wert von 120000 Pfund Sterling.“ Das Reutersche Bureau meldet aus Valparaiso: „Der deutsche Kreuzer „Leipzig“ hat das englische Dampfschiff „Elfinor“ in den chilenischen Gewässern am 15. September in den Grund geholt. Die Mannschaft des Schiffes wurde in Galapagos an Land gesetzt.“



Jägerwache im Korpshauptquartier. Rechts am Tisch der Wachhabende. Der Chauffeur links im Bett ist Arrestant (3 Tage gefinder Arrest).



Das Korpshauptquartier des XIX. Armeekorps während der Kämpfe um Châlons-sur-Marne im September. In dem Tor ein Jäger-Doppelposten, auf der Straße rechts Offiziere vom Stabe. Vom westlichen Kriegsschauplatz: Aus dem Bereiche der III. Armee. Nach Zeichnungen des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Edgar Hübner.

Ardennenwald. Erzählung von Karl Hans Strobl.

Die Franzosen begannen mit Schrapnellen den Abendsegen zu läuten. — Vorn aus den Hügeln, wo die Schützen lagen, pafften kleine Staubwolken, von einschlagendem Blei aufgewirbelt. Vor einem goldgelben Abendhimmel, wie er auf alten flämischen Kreuzigungsbildern leuchtet, stand dick und schwarz und unbeweglich in der ruhigen Luft die Rauchsäule eines brennenden Dorfes.

Der General, der eben durch den Feldtelegraphen eine Nachricht empfangen hatte, schrieb ein paar Worte auf den Notizblock. „Herr Leutnant, diese Meldung nach Montcornet ans Fünfte.“

Ein Befehl. Sehr wichtig natürlich. Große Sache. Der ganze Schlachttag hängt daran. Hochgefühl. Der Leutnant knüpfte das Schreiben ins Futter des Rockes, er hatte eine Geheimsache.

Hinter einem Muhlgraben, auf einer dünnen Wiese, standen die Autos, die Radfahrer und die Motorradler.

Der Leutnant der Reserve Fritz Griebner drängte sich durch. Wahrhaftig, da saßen zwischen Gummirädern und staubüberkrusteten Menschenbeinen drei Kerle auf dem zertrampelten Gras und kloppten einen Skat. „Erlauben schon“, sagte Griebner und trat ihnen mitten in den Grand. Ein lästerliches Schimpfen schäumte in seinem Rücken.

Da war aber endlich das Auto, grau in grau, ein wenig herabgekommen durch den Felddienst. Der rote Lederbezug der Sitze fleckig, an mehr als einer Stelle durchgestoßen und wieder mit ungeschickten Händen geflickt. Aber es hielt noch aus, sein Motor klopfte im guten Takt, Herz und Lungen waren gesund, es hatte noch Spannkraft und Schwerkraft und einen unwiderstehlichen Drang nach vorwärts, nach Paris. Und kühn bäumte sich der Stahlbügel vom Führersitz aus nach hinten. Mit seinen beiden Verspreizungsstangen wie ein Helmgerüst, bestimmt, die Köpfe der Insassen vor tückischen Drähten, die über die Straße gespannt sein könnten, zu schützen.

„Mannschaft!“ rief der Leutnant.

Aus dem Gewirr der Wagen und Räder waren auf einmal vier Musketiere da. Im Nu waren sie aus dem Knäuel ausgeworfen, abgesondert und kletterten ohne überflüssiges Fragen in den Wagen. Vier Gewehrläufe starteten über die roten Ledersitze, vier heiße, todbringende Stacheln. Der Leutnant drehte vorn an irgendwelchen Bestandteilen.

„Fritz! Wohin?“ rief jemand. Der Hauptmann Schönberg saß auf einem alten, abgetanen Mühlstein, mit den Beinen im Achsenloch und knüpfte mit den Zähnen einen Verband um seinen linken Unterarm. Rotes Blut drang durch das weiße Gewebe.

„Montcornet!“ rief der Leutnant zurück. Er sprang schon auf den Führersitz.

„Nimm dich in acht. Der Wald steckt voll von Franktireuren!“

„Und wenn die Welt voll Teufel wär.“ Der Motor begann zu summen wie eine riesige Hummel, das Zittern und Schwingen, von dem alle Atome des Körpers beben, saugte sich in Fleisch und Knochen. Der graue Kasten wich nach rückwärts, wendete in kurzer Kurve, drang in eine Lücke ein, wand sich zwischen den anderen Maschinen in schmaler Straße. Der Hauptmann winkte mit der unverwundeten Hand: „Hurra, das Freiwillige Automobillkorps!“

Jetzt waren sie draußen und konnten Kilometer fressen. Das Auto schlang die Straße heißhungrig in sich hinein, riß alle Bäume am Straßenrand an sich und warf sie hinten fort, alle diese Körper von Toten, die da in den Wiesen lagen, diese Waffen und Uniformstücke, mit denen die Straße gesprenkelt war. Sie schienen dem sausen Auto entgegenzufliegen, wie Staubteilchen in einen saugenden Trichter von Luft eingezogen werden. In dem Moment, in dem sie von dem Wagen erreicht waren, drehten sie sich mit einem heftigen, unerwarteten Ruck um sich selber, als würden sie von einer Kurbel herumgerissen, und blieben schon auch im selben Augenblick hinten liegen, bedeutungslos, platt gebügelt, flach ausgewälzt von der ungeheuren Wucht der Bewegung.

Vorne lag der Ardennenwald am Rand der Helligkeit des Himmels, wie eine dicke, feste Wolke voller Hagelschlag und Unheil, die dem verdünnten, flüchtig verrinnenden Äther da oben zu schwer geworden und aus ihm einfach auf die Erde herabgesunken war.

Sehr schnell waren sie heran, und die Wolke zerteilte sich in Bäume.

Ein Gasthaus stand da, oder vielmehr der Überrest eines Gasthauses, vier geborstene Mauern, von verkohlten Dachsparren übergeben. Daß es ein Gasthaus gewesen war, wies sich an dem Geweih über dem Loch in der Brandruine, das die Stelle der Eingangstür bezeichnete. An dem zusammengebrochenen Gartenzaun stand ein Mensch, der nur mit Hose und Hemd bekleidet war. Er hatte die Hände in die Hosentaschen gesteckt, als ob es sich nicht lohnte, einer so vollkommenen Zerstörung anders zu begegnen als durch Aufgeben aller Tätigkeit.

Die vier Gewehrläufe richteten sich nach der Seite der Brandstätte. Der Mann rührte sich nicht, ließ das Auto vorbeisauhen und sich in den häßlichen gelben Staub einhüllen. Aber als es ein Stück in den Wald hinein war, zog er die Hände aus der Tasche, steckte zwei Finger in jeden Mundwinkel und stieß einen trillernden Pfiff aus.

Der Leutnant hörte ihn zwischen dem Gähmen der Explosionen wie einen feinen, gellenden, nadscharfen Ton.

Die Meldung war abgegeben.

Der Oberst richtete einige Fragen an den Leutnant, dann: „Gute Nacht, nehmen Sie sich bei der Durchfahrt in acht, der Wald ist von Franktireuren verseucht. Patrouillen sind angeschossen worden.“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“

Soldaten, Soldaten, Soldaten. Mein Gott, man brauchte sich wirklich nicht zu fürchten, daß es zu wenig werden könnten. Sie erfüllten die Straßen, sie standen vor allen Haustüren, sie schauten aus allen Fenstern. Gewehrpyramiden und Feldkessel. Ein Bayer hatte, Gott weiß, woher, einen Stuhl herangeschleppt, mit vergoldeten Armlehnen und einem zimmerlich geschweiften Aufsatz; er dehnte sich in dem mit brüchigem alten Brokatstoff überzogenen Ding und streckte die nägelbeschlagenen Stiefelsohlen gegen das Feuer, das vor dem Pfarrhaus brannte.

Die vier Musketiere tauschten mit den Sachsen Kriegssagas aus. Der Leutnant untersuchte seinen Motor, denn der hatte ein tüchtiges Stück Arbeit vor sich. Herrgottsdonnerwetter, der Benzinbehälter war beinahe leer, und man hatte die Vorratskammer nicht angefüllt. Ein wenig ratlos sah er sich um. Ein Feldweibel stand da und schaute dem Leutnant auf die Hände. Feldweibel haben noch immer einen guten Rat, wenn die Leutnants schon nicht mehr weiter wissen.

„Feldweibel, gibt's hier irgendwo Benzin?“

„Zu Befehl, Herr Leutnant, da ist ein Kaufmann an der Ecke, der hat alles.“

Ein kleines, höfliches, hastiges Männchen verneigte sich zwischen einem ratzenkahl ausverkauften Ladenpult und den bis in die entlegensten Winkel geleerten Wandgestellen. Es hatte die Flucht der Einwohner vor den Preußen nicht geteilt und hatte mit seinen Vorräten ein vorzügliches Geschäft gemacht. Sie hatten sich in gutes deutsches Geld gewandelt, das nun im ledernen Bauchgurt um seine schmalen Hüften verstaubt war. Ja, nun könne er dem Herrn Leutnant nicht mehr dienen, er habe gar nichts mehr, auch das letzte Benzin habe er an einen Herrn General abgeben müssen.

Aber zum Donnerwetter, sagte der Leutnant ungeduldig, er müsse zurück, und je später es werde, desto schwerer komme er durch den Wald.

Der Kaufmann hob seinen grauen Spitzkopf mit den blanken, schwarzen Augen; wie eine kleine Feldmaus sah er aus, die aus ihrem Loch guckt. Durch den Wald, hm, durch den Wald, das sei freilich schlimm, und da müßte man doch nachsehen, ob nicht doch noch im Keller eine Kanne sei. Aber der Herr Leutnant mußte einsehen, das sei Benzin für seinen eigenen Gebrauch, und er müsse also einen Aufschlag ... einen Augenblick, er sei gleich wieder da.

Fort war er. „Die Spitzbuben“, lachte der Feldweibel. Man hörte den Franzosen draußen die Kellertür zuschlagen, dann war es, als hätte er sich unter den Boden eingewühlt, wie eine richtige Feldmaus, die in ihren unterirdischen Gängen herumwirtschaftet. Eine Ahnung von Geräuschen, die durch Erdschichten gedämpft sind. Tappen und Schleichen, Klappern von Blechgefäßen, eine flüchtige Spur eines Augenblickes auch das Quieken einer hölzernen Pumpe draußen auf dem Hofe.

Es dauerte eine ganze Weile, bevor er wiederkam. Er hielt zwei Blechkannen an den Bügeln, triumphierend wie eine Jagdbeute. „Hier, Herr Leutnant, das Letzte, das Allerletzte, gänzlicher Ausverkauf, nun kann ich zusperren, wenn jetzt der König von Preußen käme ... nicht, was Schwarzes hinter den Nagel geht.“

Das Auto warf seinen grellen Lichtkegel voraus, in dem man die Soldaten auf der Dorfstraße auseinanderprallen sah. Es heulte seine gellendsten Hupentöne, und die schienen sich mit dem Licht zu einem starken, federnden, elastischen Körper zu vereinigen, den der schwere, graue Wagen vor sich herschob, um seinen Weg freizumachen.

Die letzten Häuser, Bäume, Posten — ein ferner Scheinwerfer ließ einen Strahlenfächer über Hügel und Wälder wandern und strich dann mit ihm langsam über den Himmel.

Der Leutnant schaltete die zweite Geschwindigkeit ein und dann die dritte, das Summen des Motors wurde hell und hoch. Keiner der fünf Männer sagte ein Wort, sie wußten, es war eine Fahrt, bei der der Tod zu Gaste war.

Eine Kurve, die in wildem Drehen vorüberstrich, eine steinerne Brücke über einen kleinen Bach, nun kam gleich der Wald. Die Brückengeländer wischten weich und saftig vorbei in einem wolligen Weiß, die Wiesen im Bereich des Lichtkegels waren von einem seltsamen, giftigen Grün, Baumstämme kämpften wie in schwerem Seegang. Plötzlich war alles ins Dunkel geweht, die ganze Welt ein finsternes, schwarzes Loch, ein Abgrund von Schwärze.

Einen Augenblick war es, als würde man ins Nichts vorwärts gerissen. Aus dem Unterleib brannte ein zusammenziehendes, sengendes Gefühl gegen das Herz.

Der Leutnant hatte die Lichter gelöscht.

„Wir dürfen den Kerlen kein Ziel geben“, sagte er über die Schulter zu seinen Leuten. Die Geschwindigkeit wurde geringer. Man gewöhnte sich ein wenig an die Dunkelheit, unterschied ihre Abstufungen, das dunkle Schwarzgrau der Straße, das zögernd das am Tag verschluckte Licht



FELIX
SCHWORMSTÄDT
1914

Von der großen Entscheidungsschlacht auf dem westlichen Kriegsschauplatz: Im Schützengraben während eines Nachtgefechts an der Aisne.

Nach Angaben eines Augenzeugen gezeichnet vom Sonderzeichner der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ Felix Schwormstädt.

Befestigte Feldstellungen. Von M. v. Schreibershofen, Major a. D.

Seit Wochen ringen die deutschen und die französischen Millionenheere in dem weiten Raume zwischen Somme, Oise und Maas miteinander, ohne daß bisher eine Entscheidung gefallen ist. Im ersten Teil der langdauernden Schlacht waren die Deutschen in die Verteidigung geworfen, im zweiten Teil rissen sie die Offensive wieder an sich und warfen die Franzosen in die Verteidigung zurück. Alle diese Kämpfe erhielten ihr charakteristisches Merkmal dadurch, daß der Verteidiger seine Stellung durch allerhand Erd- und Befestigungsarbeiten zu verstärken versuchte. So entstanden unter Bemühung aller Hilfsmittel der Kunst und Technik befestigte Feldstellungen, die dem Verteidiger Schutz gegen die vernichtende Wirkung der modernen Feuerwaffen gewähren und die Annäherung des Gegners verhindern sollten. Gegen einen in solcher Stellung befindlichen Feind mußte auch ein besonderes Angriffsverfahren eingeschlagen werden. Der Angriff mußte planmäßig vorbereitet und eingeleitet werden. Außerhalb des

dem Ausbau einer Stellung vornehmlich an die Deckung gegen die feindliche Waffenwirkung. Dies ist aber nicht richtig. Erst muß man ein gutes, freies Schussfeld haben, um die eigene Waffe zu guter Wirkung bringen zu können, dann erst darf an die Deckung gedacht werden. Wirkung geht vor Deckung — ist alter militärischer Grundsatz, der stets seine Gültigkeit behält. Die beste Wirkung und das freieste Schussfeld hat man von Höhenstellungen, aus denen das ganze Vor Gelände beherrscht wird; deshalb sucht der Verteidiger solche mit Vorliebe auf. Seine erste Arbeit ist es dann, das Schussfeld frei zu machen, es von allem dem zu befreien, was die Wirkung beeinträchtigen könnte. Da müssen Bäume und Sträucher beseitigt werden, Hecken und Mauern, ja ganze Gebäude niedergelegt werden. Getreide wird niedergetreten, steile Ränder von Gräben abgetragen, Vertiefungen ausgefüllt u. a. m.

Ist dies hergeleitet, dann geht es an die Anlage von Deckungen. Für die vorderste Linie werden Schützen-

Daneben finden noch Verhaue, Wolfgruben und Gladerminen Verwendung. Diese sind Minen, mit harter Sprengladung gefüllt, die, vor den Drahthindernissen angelegt, von der Stellung aus auf elektrischem Wege entzündet werden können, wenn sich der Angreifer gerade über ihnen befindet. Im Russisch-Japanischen Kriege ist von ihnen ein ausgedehnter Gebrauch gemacht worden, sie haben sich dabei als sehr wirksam erwiesen.

Alle diese aufgeführten Deckungs- und Verstärkungsarbeiten müssen so angelegt sein, daß sie sich möglichst wenig von der Umgebung abheben und vom Angreifer schlecht erkannt und deshalb auch nur schwer beschossen werden können. Es werden alle scharfen Ranten vermieden und die aufgeworfenen Wälle mit den Erzeugnissen des Bodfeldes bedeckt. Die ausgehobene Erde wird weithin verstreut. Neuerdings muß man sich auch gegen eine Beobachtung aus der Luft sichern und alle Anlagen so errichten, daß sie nicht von den feindlichen Fliegern



Das Telefongzimmer der Fernsprechabteilung des Generalkommandos des XIX. Armeekorps. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Edgar Hübner. Vom westlichen Kriegsschauplatz: Aus dem Bereiche der III. Armee.

feindlichen Feuers erfolgten der Aufmarsch der Truppen und die Stellungnahme der Artillerie. Allmählich wurde die Infanterie vorgehoben; schrittweise arbeitete sie sich an die feindlichen Stellungen heran, während die Artillerie diese beschuß, die Widerstandskraft des Verteidigers zu erschüttern und die Stellung selbst turnusweis zu machen suchte. Dieses ganze Angriffsverfahren ähnelte sehr dem Festungskriege. Die Kämpfe wurden in die Länge gezogen, denn erst nachdem die Artillerie durch längeres Schießen genügende Wirkung erzielt hatte, konnte die Infanterie weiter vorgehen. So wie diese Gelände gewonnen hatte, mußte auch sie zum Spaten greifen, sich eingraben und Deckung gegen das feindliche Feuer schaffen. In diesen Stellungen war sie dann auch in der Lage, die Gegenstöße des Verteidigers auszuhalten. Immer näher schloß sich im Laufe der Tage und Wochen die angreifende Infanterie an den Feind heran, bis endlich die Sturmstellung erreicht ist, aus der der letzte entscheidende Sturm unternommen werden kann. So etwa mag der Kampf um eine befestigte Feldstellung verlaufen.

Der Verteidiger, der sich zur Anlage einer solchen Stellung entschlossen hat, sucht sich zunächst im Gelände eine schon von Natur günstige Position aus, von der er in erster Linie eine gute Feuerwirkung hat. Auf diese kommt es hauptsächlich an, da er ja bei vorgehenden Angreifern durch sein Feuer vernichten und am weiteren Vorgehen abhalten will. Der Laie denkt bei der Auswahl und

graben verstärkten Profils angelegt, mit Kopfedungen und Schrapnellwehren, das sind waagerechte Deckungen, die gegen die von oben kommenden Schrapnellkugeln sichern sollen. Für die Unterflügelstruppen und Reiter werden Deckungsgräben und Unterstände gebaut, in denen sich diese gedeckt aufhalten können, bis sie zur Verstärkung der Feuerlinie oder zur Abwehr des feindlichen Sturmes in die vordere Linie eilen müssen. Die einfachste Art solcher Deckungen besteht in dem Ausheben eines Grabens und seiner Einbedeckung mit Balken und Brettern, die mit Boden beworfen werden. Sollen diese Eindeckungen auch gegen das Feuer schwerer Geschosse sichern, so werden statt der Balken und Bretter eiserne Träger und Eisenbahnschienen genommen und der Erdauflauf entsprechend erhöht. Von diesen Unterständen führen Annäherungswege in die vordere Linie. In ähnlicher Weise ist auch für die Artillerie gesorgt. Die Geschütze werden tief in den Erdhöhlen eingeschossen, für die Bedienungsmannschaften Deckungsgräben und Unterstände ausgehoben und für die Munition bombensichere Aufbewahrungsräume gebaut.

Vor der Stellung werden Hindernisse angelegt, sofern nicht schon ein natürliches Hindernis vorhanden ist, wie ein Bach, kumpfige Niederung oder ähnliches. Als wirksamstes Hindernis hat sich bisher noch immer das Drahtgarn erwiesen, weil es schnell herzustellen ist, sofern genügendes Material vorhanden ist, und weil es nicht durch Artilleriefeuer aus der Ferne zerstört werden kann.

und Luftschiffen erkannt und beobachtet werden können.

Im weitesten Maße wird die Technik bei der Anlage solcher Stellungen und bei ihrer Verteidigung benutzt. Ein ausgedehntes Netz von Fernsprechleitungen verbindet die einzelnen Teile. Es reicht von den über die eigentliche Stellung hinaus vorgeschobenen Beobachtungsposten bis zu dem höchsten Führer, es verbindet alle einzelnen Führer und Truppenteile, es läuft von den Reiteren und Unterflügelstruppen bis in die vordere Schützenlinie. Die Artillerie hat ihre eigenen Leitungen, die von den Beobachtungsstellen unmittelbar zu den feuernden Batterien führen. Diese Leitungen sind namentlich bei den jetzigen Kämpfen sehr wichtig, wo die meisten Batterien indirekt feuern, daß heißt, sie stehen vollkommen gedeckt in der Tiefe hinter einer Höhe, einem Walde, Dorfe oder ähnlichem Gegenstande und können selbst das Ziel gar nicht sehen. Dieses wird nur von den vorgeschobenen Beobachtungsstellen aus erkannt. Diese beobachten auch gleichzeitig die Wirkung der abgegebenen Schüsse und ihre Lage zum Ziel und melden telephonisch die notwendigen Verbesserungen. Die Fußartillerie hat besondere Lautsprechern, damit die einzelnen Batterien auch bei dem Donner der schweren Geschütze zu hören und zu verstehen sind. Die Beobachtungsstellen sind mit Scherenfernrohren ausgerüstet, bei denen nur das Okular über die Deckung hinwegragt. Durch verschiedene Prismen wird das Bild in

wiederzugeben schien, und das ganz leblose, tiefe, stumpfe Schwarz ohne Gliederung, von dem es eingerahmt war. Die chaotische Masse des Ardennevaldes zu beiden Seiten.

Vielleicht stand auch irgendwo der untergehende Mond ... und aus dem Himmel über den Bäumen rann sein verstreutes, dünnes Licht in den Straßeneinschnitt zwischen den Wäldern. Immerhin — wenn da vorn eine Grube aufgeworfen war, ein Hindernis über den Weg gelegt, so rannte man hinein, überschlug sich, zerschellte Maschine und Schädel an Baumstämmen. Fritz Griebner saß, die Hände am Lenkrad, angespannt in die Dunkelheit spähend und horchend und dabei von einem philosophischen Gedanken, der ganz ohne Verbindung und Anstoß gekommen war, wie mit dunklen Samtflügeln umflattert; so war das Leben, so wie diese Autofahrt, vorwärts, immer ins Dunkle und Ungewisse hinein, kein Mensch konnte sagen, was der nächste Augenblick bringen mochte.

Unwillkürlich verlangsamte er die Fahrt.

Plötzlich zersprang die Dunkelheit irgendwo mit einem lauten Knall. Es klatschte über dem Kopf des Leutnants an den Eisenbügel, der sich über den Höhensitz schwang. Und jetzt prasselte und brach die ganze schwarze Masse des Waldes entzwei, in einem Schwarm von Schüssen, der daherstob, aus den Straßengräben, hinter den bloß geahnten Baumstämmen, aus dem Schoß der Finsternis, böse, giftige Nachtinsekten, zerberstendes Alptrücken.

Die vier Mann dahinten rissen die Gewehre hoch, knallten blindlings in die Walddunkelheit. Nur knallen, vielleicht trifft's doch.

Der Leutnant warf den Hebel herum, das Auto sprang der Nacht in den Rachen, die Finsternis sang und piff höhnisch an den Ohren. Stand da vorne nicht einer im Wege, auf dem Dunkelgrau der Straße ein schwarzer Körper? Revolver heraus, zwei Schüsse, Fluchen, Taumeln. Die Gummireifen hopsten über etwas Weiches.

Vorwärts, vorwärts, jetzt nur vorwärts, ohne Gedanken an Gruben und gefällte Baumstämme.

Im Ledersitz lehnte ein Musketier, der Kopf war zur Seite gesunken, aus seinem Mundwinkel floß ein dünner Blutsaden.

„Herr Leutnant, Jehne hat eins abgekriegt“, brüllte einer über die Schulter des Führers. Vorwärts ... vorwärts ... rascher ... Schien es nicht, als ob der Wagen mit der vierten Geschwindigkeit jetzt weniger schnell vorwärts käme als vorhin mit der zweiten? Aber das Blut und die Nerven hatten wohl eine noch größere Schnelligkeit und rannten dem Auto voraus. Wenn man sich überschlug, dann lieber gleich tot, als diesen Bestien von Franktireuren in die Hände fallen. Man hatte genug Leichen zu sehen bekommen, die von den Hunden verstümmelt waren. Wehren bis zum letzten Schuß, dann aber in die eigene Stirn ...

Klapp ... klapp ...

„Maschke“, schrie der Leutnant, „Sack, Uhlig — lebendig dürfen sie uns nicht kriegen ...“

„Nein — Herr Leutnant“, dreistimmiges Gebrüll.

Klapp ... klapp ... wie wenn eine Kette gegen das Rad schlägt, eine schlaffe, abgeworfene Kette, ein untreu gewordenes Stück Maschine. Klapp ... klapp ... es schlich sich in den Takt des Motors, es unterbrach sein pulsendes Schlagen. Das war kein losgekommener Maschinenbestandteil, das war im Motor selbst, das war eine Störung im Herzen des lebendigen Magens. Klapp ... klapp ... wieder und wieder ... wackelnder Takt, Aussetzen, schnelleres Vorwärtsdrängen der Stöße. Der Leutnant riß am Hebel; vierte Geschwindigkeit! Wie ein Pferd, dessen Lungen ausgepumpt sind, schnaufte und schnob der Motor. Immer langsamer krampte sich sein Herz zusammen ... und immer dieses leere, seelenlose, dumpfe Hacken ... klapp ... klapp ...

Der Wagen stand ...

Licht ... Licht! Nun gab es kein Verbergen; es galt, auszubessern, die Maschine in Gang zu bringen, ehe der Feind heran war. Der Leutnant stürzte sich auf den Motor, seine Hände griffen in grünliches Öl, die Fingernägel verbogen sich ihm an Schrauben, der Handrücken verlor in stählernen Engpässen seine Haut. Es war kein Schaden zu finden, alles saß an seinem Platz, war festgefügt, kein Bruch, keine Verletzung, überall inniger Zusammenhalt der Teile.

Die Musketiere knieten auf ihren Sitzen und sahen in den zerlegten Brustkorb des Wagens. Nur Jehne lehnte in seiner Ecke, der war über jede Panne hinaus.

„Herr Leutnant“, sagte Maschke, der etwas von Maschinen verstand, „ob der Benzinbehälter nicht leck geworden ist?“

Sie sprangen ab, halfen. Im Benzinbehälter stand dunkle Flüssigkeit bis hoch hinauf. Zwei ferne Pfeife stießen spitz in die mauerdicke Dunkelheit. Da wühlte sich etwas heran, rückte tastend vorwärts. Die Soldaten zogen sich aus dem Lichtbereich an den Straßenrand, horchten in die Finsternis.

Uhlig wandte sich, um dem Leutnant zuzurufen, daß man auch Stimmen hören könnte, aber das Wort erstickte ihm in dem Schrecken über das Gesicht, das blaß und erstarrt über dem Motor auftauchte. Der Leutnant hob den Kopf, das Gesicht zeigte, grell von unten bestrahlt, die Umkehr aller Verhältnisse von Licht und Schatten. Die Stirn lag im Dunkeln, Augen und Mund waren finstere Löcher, das Kinn grell weiß und starr wie Kalkstein.

„Kinder“, sagte der Leutnant flüsternd, aber es war ein ätzendes Geflüster, daß sich wie Säure in die Seele biß, „der Schuft ... der Schuft hat uns Wasser ins Benzin gemischt.“

Einen Augenblick war das wirklich hart, bitterhart. Abrechnen! Strich unter das Leben! Im finstern Ardenneval irgendwo liegenbleiben, so lange, bis einmal eine deutsche Patrouille die Kadaver findet. Einen Augenblick ...

Dann machte der Musketier Uhlig einen Schritt: „Was befehlen Herr Leutnant?“

„Schieben! Wir lassen den Wagen nicht zurück.“

Vier Männer faßten an, die Schultern schoben sich an die Wangen des Wagens, stemmten sich an den breiten Hinterteil, die Beine griffen in den Straßengrund, strammten sich wie Winden, alle Muskeln des Körpers arbeiteten in Zusammenziehen und Dehnen dem Ende des Waldes, der freien Straße zu, wo die Finsternis nicht so töckisch war.

Wie eine Belagerungsmaschine der alten Zeiten schob sich der Wagen langsam voran. Er hatte alle Leichtigkeit und Schnellkraft verloren: da ihm das Leben ausgetrieben, der Hauch der Seele genommen war, sog er die Schwere der mütterlichen Erde in sich, erinnerte sich, daß seine Teile aus dieser Erde gebrochen und nur von Menschen zu seinem Dienst gezwungen waren. Kein Wort spann sich zwischen den Männern, nur Keuchen quoll aus ihrer Brust, Schweiß rann über ihre Stirn ...

Der Wald lebte von Stimmen, Brechen von dünnen Ästen, ein kurzes Bellen ... „Sie haben Hunde mit“, sagte der Leutnant. — „Jetzt werden sie uns bald haben“, ergänzte Sack. Die Geräusche zogen sich hinter ihnen her, zu beiden Seiten der Straße, ein Trupp schien auf dieser selbst heranzukommen.

Plötzlich richtete sich Uhlig auf. Man fühlte es mehr, als man es sah, seine Kraft fehlte, der Wagen stand. „Da vorne!“ sagte er.

Da vorne war ein hellerer Fleck, die Straße schien sich zwischen den Mauern der Dunkelheit aufzubauen und hinauszusteigen, es war aber ein Ausschnitt des Himmels ... der Wald war dort zu Ende. Aber da, im selben Augenblick, in dem sie zu hoffen begannen, daß diese Gefahr wie ein scheußlicher dunkler Klumpen hinter ihnen zurückbleiben werde, stach vorne ein spitzes, winziges Licht von Nadelkopfgöße zwischen dem Stück Himmel und dem Wald vor. Und plötzlich fiel allen vieren das Försterhaus ein und der verdächtige Kerl mit den Händen in den Hosentaschen und der Pfiff hinter ihnen her, und sie wußten, dort wartete man auf sie.

Uhlig hatte wieder angepackt. Vorwärts, vorwärts — auf jeden Fall! Was immer auch dort vorne lauern mochte, mit langem Überlegen war nichts getan; man mußte hindurch, oder man war verloren. Der Wagen schien immer schwerer zu werden. Schultern und Hüften schmerzten, wie aus den Gelenken gedreht; schweißtriefend schoben und stemmten die Männer, die Beine begannen zu zittern und knickten in den Knien ein, wenn sie sich straffen sollten. Da vorne aber blinkte und zwinkerte das Licht, zwinkerte und blinkte, in Pausen, wie suchend oder wie Zeichen gebend, das Auge eines wachsamem, nächtlichen Ungeheuers, das auf der Straße liegt und Fraß erwartet. Manchmal schienen lange Strahlen schon ungeduldig bis vor die Füße der Männer zu laufen.

Plötzlich sagte der Leutnant etwas. Er sagte: „Wir können das Auto auch stehen lassen ...“ und zögernd: „Es ist ja mein eigener Wagen ...“

Aber da sagte einer hinter ihm, zwischen Atemeinziehen und keuchendem Ausstoßen: „Nee, Herr Leutnant, das tun wir nicht!“ Und zwei andere brummen: „Nee, Herr Leutnant, wir werden doch der Bande kee Auto schenken.“

Hinter ihnen war es still geworden; die Stille hatte sich in die Masse der Finsternis gezogen, die ganze Finsternis war von dieser töckischen, brütenden Stille durchtränkt, wie ein Schwamm war sie voll dieser drückenden, bössartigen Lautlosigkeit. Man hatte sie jedenfalls entdeckt, man schlich auf ihren Fersen, in ihren Flanken.

Vorne, dort wo der Wald vor dem Feld zurückwich, wo die Straße unter einem von dünnem Mondschein überzogenen Himmel ins Freie lief, dort blinkte das Licht noch einmal auf und erlosch ... und dieses Schwinden von Ton und Licht war fürchterlicher als alles vorher.

Es war, als wäre eine Schranke gefallen, zwischen ihnen und dem Leben eine Wand niedergegangen, sie waren umklammert von Dunkelheit, Verrot und Tod ... einige hundert Schritte noch, und man wäre wieder im Leben gewesen ...

Da krachte es von der Seite. Dem Musketier Maschke flog der Helm vom Kopf ... von vorne fegte ein ganzer Sturm von Kugeln ... die Männer feuerten zwischen den Rädern des Wagens vor, mit einem wilden Knall zerplatzte ein von einer Kugel getroffener Gummireifen ... der Leutnant lag oben im Wagen und schoß aus dem Gewehre des Toten, der als stummer Nachbar dasaß und sich um nichts kümmerte ...

Es mußten eine ganze Menge Banditen sein, denn es war ein tolles Geschiesse ... Der Leutnant fühlte einen brennenden Striemen an seiner Wange, an seiner linken Hand baumelten zwei Finger kraftlos herab ... ein roter Vorhang teilte sich und wurde wieder zugezogen, und immer, wenn er auseinander ging, dann schoß der Leutnant wieder auf eine Ahnung von Bewegung, auf einen Schatten von Schatten auf der Bühne ... es war eine Bühne, nur ein seltsam verworrenes Stück das, wo man aus dem Zuschauerraum hinaufschloß, mit dem Bestreben, alles Leben dort oben, diesen Dunst von Bewegung, diese Phantome von Handlung auszutilgen. Und Klappern ... Klappern ... Klappern! War die Maschine wieder zu sich gekommen? Begann ihr Herz wieder zu schlagen? Seltsam, es hielt an, und man kam doch nicht vom Fleck ... der Tote nebenan rührte sich. Kam der Wagen des Todes angerasselt ...?

Klappern ... Klappern ... der Leutnant wunderte sich darüber, die Maschine stand still, aber das Klappern hielt an ... er wunderte sich, aber er schoß, immer wenn der Vorhang auseinander ging ...

Ein ganzer Wolkenbruch von Klappern, Schüssen, Gebrüll ... das Gewehr sank ... dann eine Hand an der Schulter: „Herr Leutnant ... Herr Leutnant! ...“

Pferdeköpfe ringsum, lange Hölzer mit Fahnen ... ach ja, Lanzen ... Ulanen ... Ulanen ... Brüder ... deutsche Ulanen! ...

die Deckung selbst geworfen, wo sich der Beobachter befindet. Die neuesten Modelle mit ihren sehr starken Vergrößerungen gewähren ein sehr plastisches Bild und gestatten auch auf große Entfernungen alle Einzelheiten zu erkennen. Daneben sind die Entfernungsmesser eingebaut, mit denen die Entfernung zu den feindlichen Stellungen genau ermittelt werden kann.

Der Angreifer wird zur Vermeidung von Verlusten versuchen, die Nacht zu Hilfe zu nehmen und unter dem Schutze der Dunkelheit näher heranzukommen. Um solches Beginnen rechtzeitig zu entdecken, sind in die Stellung Scheinwerfer eingebaut, die das ganze Vorgebiet ablichten und regelmäßig beleuchten. Die Posten an den Hindernissen sind mit Leuchtpistolen und Leuchtraketen ausgerüstet. Hören sie verdächtiges Geräusch, oder glauben sie etwas Verdächtiges zu sehen, so schießen sie damit, und die von ihnen



hintereinander befindlichen Linien, in denen besondere Stützpunkte lagen, kleine, auf allen Seiten geschlossene Festungswerke, die von den Reserveen noch gehalten werden sollten, wenn auch das umliegende Gelände vom Feinde schon erobert war. Bei der großen Ausdehnung der modernen Schlachtfelder müssen auch für die Versorgung der Truppen und für die Verbindung untereinander noch besondere Vorkehrungen getroffen werden. So lief bei Mitten eine Feldbahn hinter der ganzen Front entlang, die mit dem Hauptetappenort Charbin in Verbindung stand. Es war auf diese Weise möglich, den Truppen vorderster Linie unmittelbar mit der Bahn die Munition, Verpflegung usw. zuzuführen. Auch die Verwendung gepanzerter Eisenbahnzüge, die mit schweren Geschützen armiert sind, läßt sich so in die Wege leiten.

Als die Heere der europäischen Großstaaten damit rechneten,



Suwalki Feuerwehr, die von der Kommandantur Polizeigewalt erhielt.



Deutsche Soldaten in einer russischen Droschke.

verfeuert Leuchtkugeln und Raketen erhellen das ganze Vorgebiet. Zugleich ist das für die hinteren Abteilungen in den Schützengräben ein Zeichen, ihre Wachsamkeit zu verdoppeln, und für die Scheinwerfer, ihren Lichtkegel auf dieselbe Stelle zu richten. Von diesen eingetragenen Beobachtungsposten führen außerdem noch elektrische Klingelzüge zu den Reserveen in den Unterständen, um diese unmittelbar alarmieren zu können, wenn sie das Herannahen feindlicher Abteilungen bemerkt haben.

Je mehr Zeit zum Ausbau einer solchen Stellung zur Verfügung stand, je länger sich die Truppen in ihr aufhalten, desto mehr gewinnt sie an Stärke und Widerstandskraft. Schließlich ähneln solche Stellungen kleinen Festungen. Aber auch schon nach wenigen Stunden können die Arbeiten eine solche Stärke erhalten haben, daß in ihnen der schwächere Verteidiger auch einer bedeutenden Überlegenheit erfolgreichen Widerstand leisten kann. Von alters her hat deshalb der Schwächere zu diesem Mittel gegriffen, um einen Kräfteausgleich herbeizuführen. Am bekanntesten ist in dieser Hinsicht Plewna geworden, wo Osman-Pascha in kurzer Zeit eine vollkommene Festung entstehen ließ, die dem weiteren Vordringen des bis dahin siegreichen russischen Heeres Halt gebot. Alle Versuche der Russen, diesen Ort zu nehmen, scheiterten. Ja, das russische Heer geriet in die schwierigste Lage und wurde daraus nur durch das Eingreifen der Osmanen gerettet. Aber auch diesen glückte es zunächst nicht, Osman zu besiegen. Es mußte ein vollkommen planmäßiger Festungsangriff unter Verwendung schwerer Belagerungsgeschütze durchgeführt werden, ehe Plewna fiel. Im Russisch-Japanischen Kriege zeigten sich die Russen als Meister in der Herstellung befestigter Feldstellungen. Ihre Positionen bei Mitten, in denen sie einen großen Teil des Winters 1904/05 zubrachten, hatten eine große Stärke. Sie waren zugleich im Hinblick auf die strenge Jahreszeit mit besonderen Vorrichtungen zum Wohnen versehen. Überall waren Erdhütten errichtet, mit Öfen versehen, in denen es sich ganz behaglich leben ließ. Diese Befestigungen bestanden aus mehreren



Oben: Der Sitz der deutschen Zivilverwaltung in Suwalki. Mitte: Deutsche Soldaten beim Einkauf in Suwalki. Unten: Ein russischer Wasserträger in Suwalki.

Aus dem unter deutsche Verwaltung gestellten russischen Gouvernement Suwalki.

Artillerie mit der schweren Feldhaubitze. Gerade in der deutschen Armee ist auf die Entwicklung dieser Waffe ein hoher Wert gelegt, und die jetzigen Kämpfe in Frankreich haben gezeigt, welche Überlegenheit wir dadurch erlangt haben. Besonders ausländische Pressestimmen erkennen dies offen an. Der Wirkung unserer Stielfeuergeschütze verdanken wir einen guten Teil der dort erzielten Erfolge. Auch hier wieder hat sich die Wechselwirkung zwischen Verteidigung und Angriff gezeigt. Um sich gegen die verheerende Wirkung der modernen Feuerwaffen zu schützen, griff der schwächere Verteidiger zum Spaten und schuf die befestigte Feldstellung mit ihren Deckungsmitteln; um diese zu beseitigen, führte der Angreifer neue, stärker wirkende Angriffsmittel ein und eroberte sich so wieder die Überlegenheit zurück, die ihm zeitweise zu entswinden drohte.

Kriegschronik.

4. Oktober 1914. (Fortsetzung.)

Die Engländer häufen inzwischen einen Völkerrichtsbruch auf den anderen. Ihr Pressebureau veröffentlicht folgende Erklärung: „Die deutsche Politik des Minenlegens, verbunden mit der Tätigkeit von Unterseebooten, zwingt die Admiralität dazu, aus



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Verfolgung russischer Kavallerie durch deutsche. Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ gezeichnet von M. Barascudis.

militärischen Gründen, Gegenmaßregeln zu ergreifen. Deshalb hat die Regierung die Genehmigung zum Minenlegen in gewissen Gebieten erteilt. Ein System von Minenfeldern ist ausgelegt worden und wird in großem Maßstabe entwickelt. Um die Gefahr für Nichtkämpfer zu verringern, teilt die Admiralität mit, daß es von jetzt an für Schiffe gefährlich ist, das Gebiet zwischen 51 Grad 15 Minuten und 51 Grad 40 Minuten nördlicher Breite und zwischen 1 Grad 35 Minuten und 3 Grad östlicher Länge zu durchfahren. Im Zusammenhang hiermit muß daran erinnert werden, daß die südliche Grenze der deutschen Minenfelder auf 52 Grad nördlicher Breite liegt. Obgleich die Grenzen des gefährlichen Gebietes hierdurch bestimmt sind, darf doch nicht angenommen werden, daß die Schifffahrt in irgendeinem Teil der Gewässer südlich oder nördlich davon ungefährlich sei. An S. M. Schiffe ist Befehl ergangen, ostwärts liegende Schiffe vor neu ausgelegten Minenfeldern zu warnen. — Zu der vorstehenden Begründung dieses völkerrechtswidrigen Vorgehens der englischen Regierung äußern sich amtliche deutsche Stellen folgendermaßen: „Die Behauptung der englischen Admiralität, die deutschen Minenfelder gingen bis zum 52. Grad Nordbreite, ist frei erfunden. Deutsche Minen liegen nur an der englischen Küste. Das oben angeführte Verfahren Englands, die internationalen Gewässer der südlichen Nordsee durch Minen zu verunreinigen, ist ein flagranter Bruch des Völkerrechts. Übrigens wird nicht Deutschland dadurch geschädigt werden, sondern die neutralen Staaten, in erster Linie Holland.“

5. Oktober 1914.

Vor Antwerpen sind die Forts Kessel und Broechem zum Schweigen gebracht. Die Stadt Pierre und das Eisenbahnhaupt an der Bahn Mecheln-Antwerpen sind genommen. Auf dem rechten Flügel in Frankreich werden die Kämpfe erfolgreich fortgesetzt. In Polen gewannen die gegen die Weichsel vorgehenden deutschen Kräfte Führung mit russischen Truppen.



Der Eingang zu dem Dorf Kispow in russischer Polon, im Vordergrund Mannschaften eines Landsturmregiments. (Phot. Franz Otto Koch.)

Nach der „Rheinischen Zeitung“ hat sich Voincaré mit den Ministern Viviani und Millerand nach dem Schlachtfeld begeben.

Die Franzosen haben anscheinend an dem ersten Mißerfolg ihrer Flotte vor Cattaro noch nicht genug gehabt. Der „Corriere d'Italia“ erzählt aus Giovanni di Medua, daß drei französische Panzerkreuzer und Kreuzer das Bombardement auf die Forts der Bocche di Cattaro am 4. um drei Uhr nachmittags aufgenommen haben. Das Fort Luizia erwiderte das Feuer, das bis abends dauerte. Die Beschädigung der Forts ist gering. Dagegen sollen zwei französische Kreuzer, die während der letzten drei Jahre gebaut wurden, erheblich beschädigt sein; zum Teil sind die Maschinen zerstört und die Schornsteine zertrümmert. Die beiden Kreuzer führten langsam im Schlepptau anderer Kreuzer nach dem Kanal von Korfu.

Über eine Schlapse der Engländer an der nordwestlichen Grenze der Kapkolonie erhalten wir Kenntnis durch die „Daily News“, die folgendes berichtet: „Colonel Grant telegraphiert, daß die Engländer bei ihrem Mißerfolg an der Grenze des Randfontein- und des



Zugkolonnen auf dem Markt in Goldap, im Hintergrund eine feindliche Zugkolonne. (Phot. Franz Otto Koch.)

Barnab-Distriktes 16 Tote, 43 Verwundete, 8 Vermisste und 35 Gefangene verloren.“ Die Gefangenen wurden von den Deutschen gut behandelt. General Kufin telegraphiert, daß den Colonel Grant keine Schuld an diesem Unglück treffe, seine Soldaten hätten sich gut gehalten. Ein weiteres Telegramm besagt, daß die deutschen Gefangenen auf Ehrenwort entlassen worden seien, da man augenscheinlich Nahrung und Wasser sparen wolle.

Die Japaner und Engländer stoßen bei ihrem Angriff auf Kiautschou auf einen Widerstand, den sie sicher nicht vermutet haben. Ihr erster Angriff auf die Vorwerke von Tsingtau hat ihnen eine schwere Niederlage eingebracht. Es liegt folgende Meldung vor: „Beim ersten Sturm auf Tsingtau wurden die vereinigten Japaner und Engländer mit einem Verlust von 2500 Mann zurückgeschlagen. Die Wirkung der deutschen Minen, Geschütze und Maschinengewehre war vernichtend. Der rechte Flügel der Verbündeten wurde von dem österreichisch-ungarischen Kreuzer „Kaiserin Elisabeth“ und dem deutschen Kanonenboot „Jaguar“ wirksam beschossen. Die deutschen Verluste sollen gering sein. Die Japaner warten Verstärkung aus Japan ab.“

„In wie unglaublicher Weise fortgesetzt mit den schamlosesten Lügen gegen Deutschland gearbeitet wird, ergibt unter anderem folgende amtliche Erklärung: „In der englischen Presse ist von einem Tagesbefehl Kaiser Wilhelms berichtet worden, worin unter Ausdrücken der Verachtung gegen das englische Heer zu dessen Vernichtung aufgefordert wurde. Dieser angebliche Tagesbefehl ist erfunden. Reuters Bureau hat an das Riga-Bureau in Kopenhagen ein Telegramm zur Verbreitung geschickt, worin, nach einer Meldung der „Temps“, eine Baronin de Baye den Deutschen Kronprinzen beschuldigt, auf Schloß Baye bei Champaubert Kunstgegenstände und Kostbarkeiten geraubt und beim Verlassen des Schlosses Bilder des Kaisers und der Kaiserin von Rußland mit Füßen getreten zu haben. Diese Meldung ist eine schamlose Lüge. Der Kronprinz ist nach amtlicher Feststellung niemals in Schloß Baye gewesen. Auch Truppen seines Heeres sind dorthin nicht gelangt. Auch die von französischen Blättern gemeldete Zerstörung der dem Präsidenten Voincaré gehörigen Besitzung Ribecourt in Lothringen durch die Deutschen ist eine Fabel. Ribecourt lag allerdings vom 6. bis zum 9. September im Brennpunkt von Kämpfen und ist in Brand geschossen worden, aber durch französische Artillerie.“

Über die Lage auf dem galizischen Kriegsschauplatz liegt heute folgende amtliche Meldung des österreichisch-ungarischen Generalstabs vor: „Die Operationen in Rußisch-Polen und Galizien schreiten günstig vorwärts. Schütten an Schütten kämpfen, warfen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen den Feind von Dpatow und Klimontow gegen die Weichsel zurück. In den Karpaten wurden die Russen am 1. Oktober Paß vollständig geschlagen.“



Ein Landwehr-Infanterieregiment, auf dem Marsch nach Suwalki vor einem polnischen Gehöft in Feindesland rastend. (Phot. Franz Otto Koch.)

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

6. Oktober 1914.

Die fortgesetzten Umfassungsversuche der Franzosen gegen unseren rechten Seereschlagel haben die Kampffront bis nördlich Arras ausgedehnt. Auch westlich Lille und westlich Lens trafen unsere Spitzen auf feindliche Kavallerie. In unserem Gegenangriff über die Linie Arras-Albert-Roye ist noch keine Entscheidung gefallen. Auf der Schlachtfeldfront zwischen Duse und Maas, bei Verdun und in Elsass-Lothringen sind die Verhältnisse unverändert. Auch von Antwerpen ist heute nichts Besonderes zu melden. Auf dem östlichen Kriegsschauplatz ist der russische Vormarsch gegen Ostpreußen im Gouvernament Suwalki zum Stehen gebracht. Bei Suwalki wird der Feind seit gestern erfolgreich angegriffen. In Rußisch-Polen vertrieben deutsche Truppen am 4. Oktober die russische Gardebataillonbrigade aus einer besetzten Stellung zwischen Dpatow und Klimontow und nahmen ihr etwa 3000 Gefangene, mehrere Geschütze und Maschinengewehre ab. Am 5. Oktober wurden zwei einhalb russische Kavalleriedivisionen und Teile der Haupttruppe von Zwangorod bei Radom angegriffen und auf Zwangorod zurückgeworfen.“

Über die Vorgänge in Rußisch-Polen gibt folgende amtliche Meldung des österreichisch-ungarischen Generalstabs noch nähere Auskunft: „Das plötzliche Vordringen der deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräfte in Rußisch-Polen scheint die Russen vollständig überrascht zu haben. Sie versuchten zwar starke Kräfte aus Galizien nach Norden, wurden jedoch bei ihrem Vorstoß, die Weichsel in der Richtung Dpatow zu überschreiten, von den Verbündeten über den Fluß zurückgeworfen. Unsere Truppen haben den russischen Brückenkopf bei Sanomir erobert. In Galizien rücken wir planmäßig vor. Bei Tarnobrzeg wurde eine russische Infanteriedivision unsererseits gewonnen.“

In Antwerpen scheint man allmählich die Hoffnung aufzugeben, wenn auch die Behörden nach außen hin eine gewisse Zuversicht zur Schau zu tragen bemüht sind. Der Befehlshaber von Antwerpen, General de Guise, gab bekannt, daß es jedem Mann freistehe, Antwerpen zu verlassen, daß aber den Geschützten die Rückkehr untersagt ist. Es herrscht Knappheit an Trinkwasser, und man fürchtet den Ausbruch von Seuchen. Der Zug der Flüchtlinge nach der holländischen Grenze dauert ohne Ende fort. Amtlich wird in Antwerpen mitgeteilt, daß einige englische Verstärkungen angekommen seien, das Publikum solle aber bedenken, daß das Los Belgiens an der Waise entschieden wird, daß also die Verbündeten ihre Streitkräfte in Frankreich nicht schwächen könnten. Ein aus Antwerpen geflüchteter Großmüller erklärte, es herrsche dort schon seit zwei Wochen Knappheit an Mehl.

Die Schwierigkeiten Englands beginnen sich inzwischen allenthalben zu zeigen. Der „Osmanische Lloyd“ erzählt, daß es in Alexandria und in Kairo zu blutigen Zusammenstößen zwischen den Truppen und ägyptischen Eingeborenen gekommen sei, da die Ägypter sich weigerten, sich nach Europa schicken zu lassen, um am Kriege teilzunehmen.

7. Oktober 1914.

Während das Ringen auf französischem Boden seinen Fortgang nimmt, ohne daß es bisher zu einer Entscheidung gekommen ist, reist sich in Antwerpen und auf dem russischen Kriegsschauplatz ein Erfolg an den andern. Die heutige amtliche Verlautbarung besagt:

Die Kämpfe auf dem rechten Seereschlagel in Frankreich haben noch zu keiner Entscheidung geführt. Vorstöße der Franzosen in den Argonnen und aus der Nordostfront von Verdun wurden zurückgeworfen. Bei Antwerpen ist das Fort Broechem in unserem Besitz. Der Angriff hat den Belgradschmitt überschritten und nähert sich dem inneren Fortschritt. Eine englische Brigade und die Belgier wurden zwischen Aachen und innerem Fortschritt auf Antwerpen zurückgeworfen. Vier schwere Batterien, zwei und fünfzig Feldgeschütze, viele Maschinengewehre, auch englische, wurden in freier Felde genommen. Der Angriff der Russen im Gouvernament Suwalki ist abgewiesen. Die Russen verloren 2700 Gefangene und neun Maschinengewehre. In Polen wurden in kleinen erfolgreichen Gefechten westlich Zwangorod 4800 Gefangene gemacht.“



Eine Schandtat der Russen: Ein von den Russen unter Nichtachtung des Roten Kreuzes zerstörtes Hospital unweit Mierunsk in Ostpreußen. (Phot. Franz Otto Koch.)

Daß es aber auch in Frankreich mit der Widerstandskraft der Franzosen und Engländer mehr und mehr rückwärts geht, ergibt sich aus dem Zugeständnis der „Times“, daß der Feind hier und da Glück gehabt habe. Das Blatt sucht seine Leser damit zu trösten, das es verleiht, die moralische Haltung der französischen Truppen sei nicht erschüttert.

Auf das Telegramm, das der Deutsche Kaiser an den



„Zierden“ der russischen Armee: Kalmücken, die nach Aussagen sowohl der Russen als auch unserer Ostpreußen die schlimmsten Mordbrenner unter den Kosaken sind.

Präsidenten der Vereinigten Staaten gerichtet und in dem er sich über die Kriegsführung unserer Feinde, insbesondere über die Verwendung von Dumm-Geschossen beschwert hatte, ist folgende Antwort des Präsidenten Wilson eingegangen: „Euerer Kaiserlichen Majestät wichtige Mitteilung vom 7. September d. J. habe ich erhalten und von ihr mit größtem Interesse und Anteil Kenntnis genommen. Ich fühle mich geehrt, daß Sie sich wegen eines unparteiischen Urteils an mich als den Vertreter einer an dem gegenwärtigen Kriege wahrhaft unbeteiligten Nation gewendet haben, die den aufrichtigen Wunsch hegt, die Wahrheit kennen zu lernen und zu berücksichtigen.“

Sie werden, dessen bin ich sicher, nicht erwarten, daß ich mehr sage. Ich bete zu Gott, daß dieser Krieg recht bald zu Ende sein möge. Der Tag der Abrechnung wird dann kommen, wenn, wie ich sicher bin, die Nationen Europas sich vereinigen werden, um ihre Streitigkeiten zu beenden. Wo Unrecht begangen worden ist, werden die Folgen nicht ausbleiben, und die Verantwortlichkeit wird den Schuldigen auferlegt werden. Die Völker der Erde haben sich glücklicherweise auf den Plan geeinigt, daß jede eine Abrechnung stattfinden muß. Soweit jedoch ein solcher Plan unzureichend ist, wird die Meinung der Menschheit, die letzte Instanz in all solchen Angelegenheiten, ergänzend eingreifen. Es wäre unflug, es wäre verfehlt für eine einzelne, selbst dem gegenwärtigen Kampf glücklicherweise fernstehende Regierung, es wäre sogar unehrenhaft mit der neutralen Haltung einer Nation, die, wie diese, an dem Kampf nicht beteiligt ist, sich ein engstirniges Urteil zu bilden oder so zum Ausdruck zu bringen, daß sie sich nicht frei aus, weil ich weiß, daß Sie erwarten und wünschen, daß ich wie ein Freund zum Freunde spreche, und weil ich sicher bin, daß eine Zurückhaltung des Urteils bis zur Beendigung des Krieges, wo alle Ereignisse und Umstände in ihrer Gesamtheit und in ihrem wahren Zusammenhang übersehen werden können, sich Ihnen als wahrer Ausdruck aufrichtiger Neutralität von selbst empfehlen wird.“

Der Gouverneur von Kamerun meldet siegreiche Gefechte von Anfang September gegen die Engländer und Franzosen.

Der Lügenfeldzug des Auslandes.

Von Dr. Max N. Junke.

Als ich am 2. August aus Frankreich militärisch ausgewiesen wurde, gab mir dieses gelobte Land als Trost zwei amtliche Mitteilungen des Kriegeministeriums zu Paris mit auf den Weg: „Paris, 2. August. Die englische Hochseeflotte hat sich in der Nacht vom 1. zum 2. August (also noch vor der Kriegserklärung) Helgolands bemächtigt und von dort aus Hamburg in Flammen geschossen. Drei deutsche Linienfahrtschiffe sind in der Elbmündung bei Cuxhaven durch eine englische Unterseeflotte zum Sinken gebracht worden.“

„Paris, 2. August. Kaiser Wilhelm bittet um einen Aufschub der Kriegserklärung um achtundvierzig Stunden und die Einsetzung einer Vorkonferenz in London.“ Das waren die ersten Lügengeschichten, die den Deutschen im Ausland recht unheimlich annuteten. Als ich dann nach Genf und schließlich nach Lausanne kam, wo eine Deutschengesellschaft im Gange war, die besonders in Genf gefährliche Formen annahm, hörte ich von Selbstmorden junger deutscher Mädchen in den „berühmten“ Töchterpensionaten der deutschfeindlichen Südschweiz.

Mit dem Einmarsch der deutschen Armee in Belgien begann für die Lügenpresse des Dreierbundes eine unheimliche Propaganda. Die „Central News“ in London berichteten unterm 5. August, daß bei Argenteau an der Meuse, sechs Meilen nordöstlich von Lüttich, von einer belgischen Patrouille der deutsche Generalstab überrascht wurde, wobei sieben Stabsoffiziere den Tod fanden. Am nächsten Tage schreibt der außerordentlich deutschfeindliche „New York Herald“ (europäische Ausgabe):

„Das belgische Volk weint vor Freude. Der belgische Sieg bei Lüttich machte die Brüllfelle weinen. Die dabei gemachten deutschen Gefangenen, worunter sich Leutnant Forstner, der Held von Zabern, befindet, bekundeten ihre Überraschung über den energischen Widerstand der Belgier, den die Deutschen nicht erwarteten.“

Eine der größten Schwundelgeschichten gab am 8. August die britische Admiralität bekannt: „London, 8. August. (Eld Schied, Newcastle-on-Tyne, Northumberland, England, 7. August, 2 Uhr 17 Minuten.) Die britische Hochseeflotte schlug die deutsche Hochseeflotte südlich von Doggerbank (an der holländischen Küste) völlig. Man kennt jedoch noch nicht die Höhe der deutschen Verluste.“ Unter dem gleichen Tage wurde durch den „Daily Telegraph“ weiter gemeldet: „Das War-Office (englisches Kriegsministerium) bestätigt die Landung von 170000 englischen Soldaten an der nordfranzösischen Küste. Die Armee ist der beste Kern und der Stolz Großbritanniens.“

Die gesamte Presse des Auslandes berichtete unterm 15. August, daß in Berlin eine Revolution ausgebrochen sei, daß der Reichstagsabgeordnete Liebknecht standrechtlich erschossen und Rosa Luxemburg in den Straßentämpfen in Berlin ihren Tod fand. — Mailand, 15. August: Der „Secolo“ empfängt aus London die Nachricht, daß Karl Liebknecht, der sozialistische Abgeordnete im Reichstag, Sohn des berühmten Gründers des deutschen Sozialismus, durch das Kriegsgericht zu Berlin standrechtlich erschossen wurde, weil er sich weigerte, als Regimentskommandant in den Krieg zu ziehen. — Kopenhagen, 15. August: Die Nachricht, daß der Führer der deutschen Sozialisten Liebknecht standrechtlich erschossen wurde, wird amtlich in Berlin bestätigt. — Kopenhagen, 15. August: Infolge der Erschießung Liebknechts ist in Berlin die Revolution ausgebrochen, wobei deutsche Truppen die Volksmengen vor dem Kaiserpalast niederschossen. Es gab viele Tausende von Toten, worunter sich auch die berühmte Sozialistin Rosa Luxemburg befand. Aus Leipzig, Hamburg, München und Frankfurt a. M. wird berichtet, daß infolge der außerordentlichen Hungersnot revolutionäre Bewegungen stattfinden.

„Deutschland kämpft keinen Volkstkrieg, sondern einen Offizierskrieg!“ schreibt am 15. August der „Götische“ Albert de Mun de l'Académie française im „Echo de Paris“. Er will von deutschen Gefangenen (?) gehört haben: „Das ist nicht ein Volkstkrieg in Deutschland, das ist ein Offizierskrieg. Bei uns Franzosen aber ist es der Volkstkrieg, das gesamte Volk tritt ein für das Vaterland — du peuple entier debout pour la patrie! — Die Sonne glänzt, um unsere Ausreise zur Grenze zu verschönen. Tut euer Möglichstes, um nicht traurig zu sein. Bedenkt, daß ein Krieg wie jener nicht das alleinige Werk der Menschen ist, sondern daß es Gott erlaubt. Für eine so schöne Sache gehen wir in den Krieg, darum seid stolz. Denkt an das ehemalige Frankreich, die erste Nation der Welt, und bedenkt, daß wir unsere Väter von 1870 zu rächen gehen. Es lebe der Sieg, und es geschehe der Wille Gottes, Herr Gott, wenn Du uns nicht bestehlen willst, hilf auch nicht den Deutschen! Wir Franzosen sind ein wirkliches Kriegsvolk, anders als die Preußen und die Deutschen.“ — Wer den finsternen, traurigen und widerwilligen Abmarsch der Alpentruppen aus den französischen Alpendepartements mit angesehen hat, wie ich, und diese finstere, verschlossene Haltung des französischen Volkes mit dem unvergleichlichen Enthusiasmus des deutschen Volkes vergleicht, dem fällt es nicht schwer, zu konstatieren, daß nur Deutschland einen wahren Volkstkrieg kämpft.

Am 14. und 15. August (der Leser beachte das späte Datum) wird aus Paris gemeldet: „Aus Brüssel wird vom Kriegsministerium amtlich bestätigt, daß Lüttich noch nicht in deutschen Händen ist, denn Lüttich ist die größte und modernste Festung der Welt und gilt als unbesiegbar.“

Rösch erscheint in der deutschfeindlichen Presse eine Sensation: „Acht Millionen Russen marschieren in den Krieg.“ London, 17. August. Das Kriegsministerium zu St. Petersburg gibt amtlich bekannt, daß gestern zwei Millionen Russen die deutsche und weitere zwei Millionen die österreichische Grenze überschritten haben, fünfhunderttausend Russen stehen an der rumänischen und weitere fünfhunderttausend an der türkischen Grenze, während im Innern des Landes noch drei Millionen Reserve kriegerisch liegen.“ Kaiser Wilhelm wollte nicht den Krieg! — Der „Figaro“ veröffentlicht am 17. August einen autographischen Brief des Deutschen Kaisers an Maximilian Sarden: „Sagen Sie wohl an allen, daß ich den Krieg nicht gewünscht habe, sondern daß ich durch den Generalstab dazu gezwungen wurde.“ Schon das Deutsch zeigt die Fälschung. Aber den angeblichen Tod des Helden von Lüttich, Generals v. Emmich, liegen verschiedene Telegramme vor: „Mailand, 18. August. Der „Secolo“ meldet aus Brüssel, daß General v. Emmich am 16. August mit 16000

Deutschen vor Lüttich gefallen ist. Er wird durch General v. d. Marwitz ersetzt. Von anderer Seite bestätigt der „Exchange Telegraph“ gleichfalls den Tod des Generals v. Emmich und die Ernennung seines Nachfolgers Generals v. d. Marwitz.“

Der „Daily Telegraph“ meldet, daß in der Schlacht bei Diest das berühmte, vom Deutschen Kronprinzen geführte Schwarze Husarenregiment völlig vernichtet und der Kronprinz schwer verwundet ist. Die Schwindelnachricht findet eine amtliche Bestätigung durch eine Meldung aus Paris vom 18. August: „Man bestätigt aus Brüssel, daß der Kronprinz bei Diest schwer verwundet wurde und sich augenblicklich in Nachen befindet, wo er

die Deutschen sämtliche Frauen und Kinder vor ihre Truppen gestellt und erschossen.“ — „Der Widerstand von Namur. Paris, 26. August. Die Nachricht von der Einnahme von Namur bestätigt sich nicht. Ein belgischer Diplomat, welcher lange Zeit in Namur gelebt hat, sagt aus, daß die Deutschen Namur niemals nehmen können, und daß Lüttich im Vergleich zu den Befestigungen von Namur nur ein Kinderpiel ist.“

Die Beunruhigung von Berlin. Stockholm, 28. August (Savas). Die öffentliche Meinung in Berlin ist über die russischen Siege sehr beunruhigt, und Gerüchte struieren in der Stadt, daß die russische Armee wenige Kilometer vor Berlin steht.“ — Dazu bemerkt das „Journal“ unter

gleichem Datum: „Unser Interieur mit dem russischen Obersten Masnabitschin, dem neuen russischen Militärrat: „Nicht marschieren wir auf Berlin, und unsere Truppen hoffen in einigen Tagen daselbst einzuziehen. Die russischen Soldaten werden die deutschen Grausamkeiten (?) in Belgien rächen, denn der Zar kämpft einen heiligen Krieg, und unsere Kosaken wissen, daß sie für eine gerechte Sache streiten.“ — Dazu schreibt der „Petit Parisien“ unterm 30. August einen Leitartikel mit dem Titel „Berlin hört die Kosakenpferde“. „Sie wissen es, Berlin beginnt jetzt, sich sehr zu beunruhigen. Unser siegreicher Bundesbruder hat Ostpreußen in seinem Besitz, Gumbinnen, Königsberg, Danzig und Osterode. Die gigantischste Armee der Welt marschiert von Warschau über Polen direkt nach Berlin. Will Wilhelm II. kaltblütig die Eroberung seiner Hauptstadt mit ansehen? Und wenn er doch einen erheblichen Widerstand gegen die Russen bieten will, muß er wenigstens acht Armeekorps aus unserem Vaterlande zurückschieben, denn er kann die russischen Armeen ohne Schlacht bis Berlin nicht vordringen lassen, wie könnte er sonst jemals in sein Königsschloß wieder einziehen? Zweifelsohne erleben wir jetzt eine schwierige Epoche unserer Geschichte. Deutschland aber muß noch andere Sorgen haben als wir. Wir kämpfen auf einer einzigen Front, die Deutschen dagegen auf zwei Fronten mit der erkannten Möglichkeit, daß sie auf der zweiten völlig geschlagen werden.“ — Auch die italienische Presse in Rom gibt unterm gleichen Tage eine angeblich aus Berlin stammende Meldung bekannt: „Der künstliche Enthusiasmus während der deutschen Kriegsmobilisierung hat nun doch aufgehört. Man fürchtet den Ausbruch einer allgemeinen Revolution, deren Zeichen in Berlin empfindlich zu spüren sind. Das Aussehen der deutschen Hauptstadt ist finster und freudlos, auch die übrigen Großstädte des Reichs tragen dieselbe traurige Physiognomie. Armes Deutschland, du! Wenn die Schwierigkeiten, die Deutschland jetzt durchmacht, noch einige Wochen anhalten werden, wird es durch die Hungersnot zur Kapitulation gezwungen sein, denn Deutschland hat heute weder ein einziges Korn Getreide noch eine einzige Feder.“

Unmenschliche Kapitel des Weltkriegs: Die Zerstörung von Löwen. Darüber veröffentlichte die englische Presse längere Leitartikel. Die „Morning Post“ erzählt, daß die Stadt am Mittwoch Abend ohne Grund dem Erdboden gleich gemacht wurde. Der größte Teil der Einwohnerschaft, einschließlich der Frauen, Kinder und Priester, wurde von deutschen Soldaten unbarmherzig niedergemacht. Ihre Rationalität hat weder die englischen noch die amerikanischen Varrern vom Schicksal retten können. Das schöne Rathaus und die Universitätsbibliothek sind gleichfalls zerstört. Viele Bewohner sind von deutschen Truppen schamlos gemartert, Mädchen und Kinder vergewaltigt worden.

Über den deutschen Sieg des Generals v. Hindenburg über die Russen polaut das englische Kriegsministerium folgende Depeche in die Welt: „London, 31. August. Die englische Regierung bestätigt amtlich, daß die russische Offensive von Königsberg bis Lemberg auf der gesamten Front fortfährt. Die russischen Truppen haben Graubenz genommen. Die Nachricht eines deutschen Sieges in



Vom Kriege zwischen Österreich-Ungarn und Serbien: Flucht der Bevölkerung des Sandschaks Novi-pazar über die bosnische Grenze. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Gabriel Jurkic, Serajewo.

noch am Abend verschied. Daraufhin verübte die Kaiserin aus Schmerz Selbstmord.“

Der 18. August brachte der Welt eine andere Stöbepost: London, 18. August. Die britische Admiralität bestätigt amtlich, daß auf der Nordsee eine große Seeschlacht stattfand. 28 große deutsche Einheiten sind zum Sinken gebracht, ebenso 16 englische, darunter das Admiralschiff. Des weiteren haben die Engländer 8 deutsche Minenschiffe gefaßt.“

Über den deutschen Feldzug in Belgien wurden die wildesten Gerüchte in Umlauf gesetzt. Paris, 25. August. Der „Temps“ dementiert amtlich die Nachricht, nach welcher Namur in deutsche Hände gefallen sein soll. — „Deutsche Grausamkeiten in Belgien. Osterode, 25. August. Die Deutschen haben den Bürgermeister von Verfort bei Diest standrechtlich erschossen, wo die belgischen Truppen ihren letzten Halt machten, ehe sie sich nach Antwerpen zurückzogen. Sie haben gleichfalls seinen 16jährigen Sohn erschossen. In Charleroi und Mont-sur-Marchienne haben



Zu dem Einfall der Russen in Ungarn: Plündernde Kosaken werden in einem Karpathendorfe von ungarischer Landwehr (Hovved) überbracht und in die Flucht geschlagen. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Ladislaus Fugis. 1914.

Ostpreußen ist vom deutschen Generalstab rein erfunden.“ — „London, 31. August: Der »Daily Chronicle« empfängt aus St. Petersburg ein Telegramm, daß nach amtlichen Meldungen die russischen Streitkräfte die deutsche Armee siegreich geschlagen haben. Die Deutschen sind in großer Verwirrung aus Königsberg geflohen.“

Über die deutschen Verluste berichtet man aus New York an den »Daily Telegraph«: „London, 5. September. Deutsche chiffrierte in New York angelommene Depeschen zeigen an, daß die Verluste der Deutschen enorm seien. Die industriellen Kreise sind sehr unzufrieden mit der Kriegsfloße, die nicht imstande ist, die Handelsflotte genügend zu schützen und zu verhindern, daß große Reichtümer in die Hände der Engländer und Amerikaner gefallen sind.“ Die »Daily Mail« prophezeit, daß die Verbündeten am Grabe der deutschen Militärautokratie stehen.“

Eine der schmachvollsten Schwindeldepeschen des Auslandes lautet: „Paris, 8. September. Der »Excelsior« hört von der »Nowoje Wremja«, daß Franz Joseph im Sterben liegt. Der Kaiser ist vom Schlag gerührt worden, weil man im Archiv des ermordeten Erzherzogs Franz Ferdinand Schriftstücke vorfand, aus welchen klar hervorgeht, daß letzterer ein Hauptteilnehmer am Todschlag des Erzherzogs Rudolph ist.“

Eine andere Depesche besagt: „London, 7. September (Savas verspätet). Die »Times« hörten aus Ostende, daß Kaiser Wilhelm am letzten Mittwoch in Brüssel war und im Hotel Bellevue abgestiegen ist. Er nahm Teil an den Ergien, die der Kronprinz im königlichen Schloß zu Laeken am gleichen Tage hielt.“

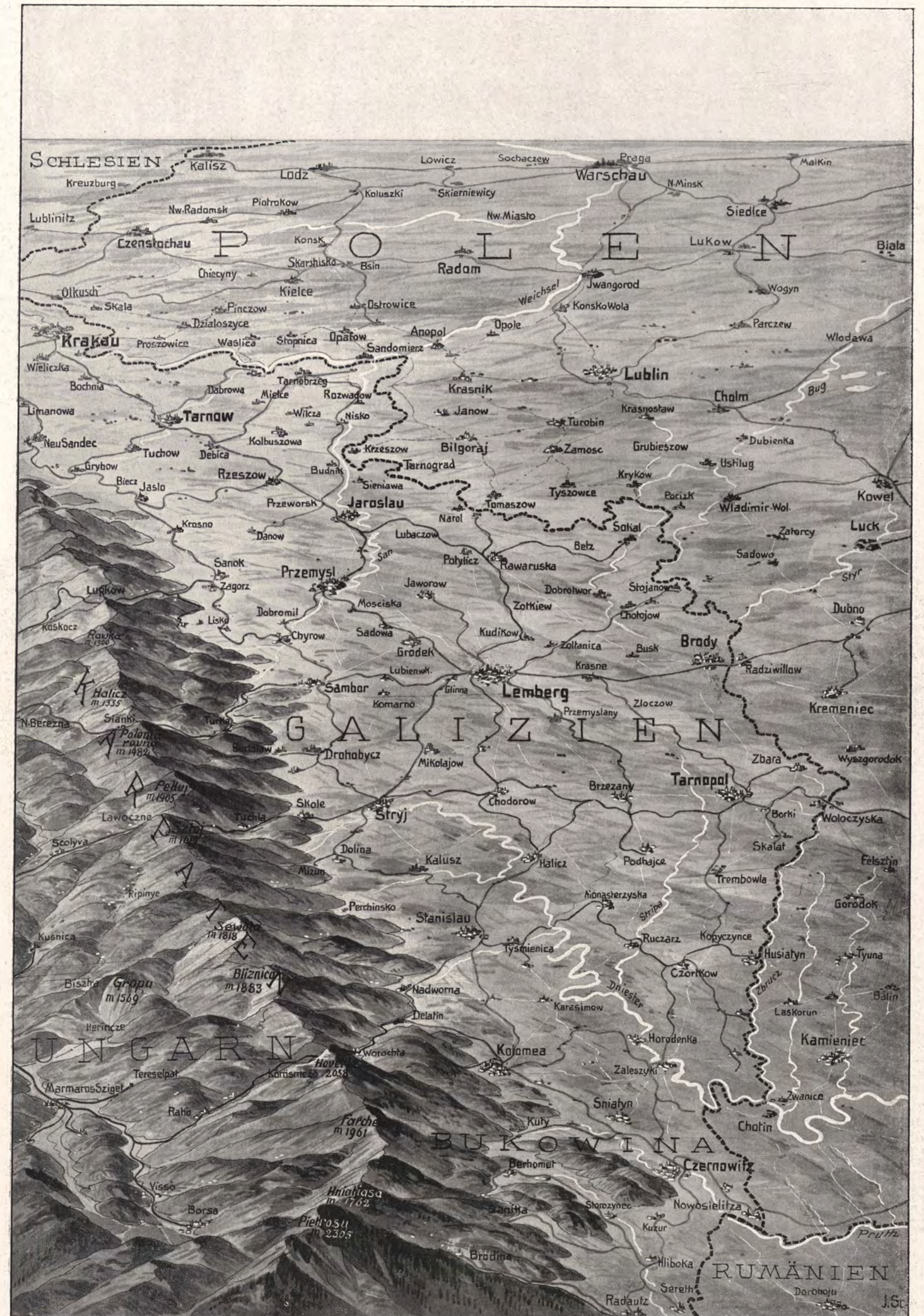


Österreichisch-ungarische Verwundete in einem Pavillon der Heilstätte Létraháza in der Hohen Tatra (Ungarn), die von ihrem Leiter, königlichem Rat Dr. Wilhelm Müller, auch für Verwundete des deutschen Heeres unentgeltlich zur Verfügung gestellt worden ist.

Weitere Lügenmeldungen lauten: „Paris, 9. September. Die »Indépendance belge« empfängt aus Kopenhagen die in Berlin amtlich bestätigte Meldung, daß der deutsche Flieger Selmutz Hirth, einer der besten Flieger der deutschen Luftflotte, wegen Hochverrats vom Militärgericht am letzten Sonnabend zu Berlin standrechtlich erschossen wurde. Hirth lieferte an Garros geheime Staatsberichte.“

„Paris, 10. September: Das Kriegsministerium bestätigt amtlich, daß die deutschen Nachrichten über die Kapitulation von Maubeuge reine Erfindungen sind.“ — „Paris, 12. September: Der »Matin« bringt eine amtliche Bestätigung aus St. Petersburg, daß die Russen Posen und Breslau besetzt haben.“

Der 14. September bringt für die Dreierbandspresse die Nachricht eines Sieges der Verbündeten. „Bordeaux, 13. September: Der Sieg der Verbündeten auf der gesamten Front Paris—Verdun bestätigt sich. Die deutschen Armeen sind in sechs Tagen auf 100 km zurückgeschlagen. Die Deutschen haben alle ihre Artillerie verloren.“ — „London, 15. September: Die »Daily News« sagen, daß die Deutschen sich anziehen, Brüssel und Belgien zu verlassen, weil eine russisch-belgische Armee von 500 000 Mann auf Brüssel marschiert.“ — „London, 16. September: Der »New



Zum Vormarsch der verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen gegen die Russen: Reliefkarte von Galizien und Rußisch-Polen.

Gefangene montenegrinische Komitatschis im Garnisonarrest zu Serajewo (Bosnien).

Oben rechts: Aus Galizien: Österreichische Dragoner durchqueren in den Karpathen den San.



Zu den Kämpfen der österreichisch-ungarischen Truppen in Galizien und Bosnien. (Phot. Kilophot. Ges. m. b. H., Wien.)

Oben: Feldbäckerei in Galizien. Mitte: Österreichisch-ungarische Truppen auf dem Durchmarsch in Medjedje (Bosnien). Unten: Rast österreichisch-ungarischer Infanterie nach einem Gefecht in Galizien.

Vort Herald- hört aus Antwerpen, daß die deutsche Armee Brüssel verlassen und von der Golt, der kaiserliche Gouverneur von Belgien, an die belgische Bevölkerung eine Proklamation erlassen hat. — Petrograd, 18. September (Havas): Die russische Regierung dementiert amtlich, daß die russische Armee die Dörfer in Ostpreußen angezündet und Grausamkeiten daselbst begangen habe. — Mailand, 20. September: Der „Secolo“ veröffentlicht ein Telegramm aus Antwerpen, daß sich dort eine Armee von 300 000 Mann gebildet habe, nämlich 150 000 Belgier, 100 000 Russen und 50 000 Marokkaner.

Ein weiteres trauriges Kriegskapitel erscheint jetzt mit der durch die Schuld der Franzosen notwendig gewordenen Bezeichnung von Reims: die Zerstörung der Kathedrale von Reims. „Bordeaux, 20. September (Havas): Das deutsche Bombardement auf die Kathedrale zu Reims, das vom Herzog von Württemberg, dem frömmsten Katholiken Deutschlands, persönlich geleitet wird, hat das Gotteshaus in Brand gesetzt.“

Ein zweites Sedan: Der Kronprinz und sein Heer gefangen. „Rom, 20. September: Man telegraphiert aus Paris an die „Tribuna“: Die Armee des Kronprinzen ist östlich von Verdun völlig geschlagen und Kriegsgefangenen.“ — „Paris, 24. September, der „Reut Parisien“ zeigt die amtliche Bestätigung an, daß Graf Woltke, Chef des großen

deutschen Generalstabs, in der Schlacht bei Tannenberg gefallen ist. Er trägt am Kopf einen Schuß. Der Körper konnte durch den Namen und Titel, die auf den Waffen eingraviert waren, wiedererkannt werden.“

Der Tod Kaiser Wilhelms amtlich bestätigt! „Bordeaux, 26. September: Das Kriegsministerium bestätigt amtlich den Tod des Deutschen Kaisers infolge eines Blutsturzes, den er sich beim Fall ins fließende Wasser zugezogen hat.“

Über die deutschen Verluste vor Maubeuge besitzen wir zwei Depeschen. „Bordeaux, 25. September: Amtlich wird bestätigt, daß die Deutschen vor Maubeuge 40 000 Tote haben.“ — „London, 25. September: Der Korrespondent der „Times“ telegraphiert aus Ostende: Die Zahl der getöteten Deutschen ist Schwindel erregend, und die Toten sind alle noch nicht aufgezählt. Man schätzt deren Zahl zwischen 80- bis 140 000 Tote, die letztere Zahlenangabe stimmt aus deutscher Quelle, während die erstere englischen Ursprungs ist. Deutschland hat in den ersten 6 Wochen 300 000 Tote und 500 000 Verwundete auf den Schlachtfeldern liegen lassen.“



Herzog Friedrich II. und Herzogin Marie von Anhalt inmitten der aus dem Feldzug heimgekehrten verwundeten Krieger und der ehrenamtlich tätigen Damen vom Roten Kreuz vor dem Denkmal des Herzogs Friedrich I. im Herzoglichen Lustgarten zu Dessau. (Hofphot. A. Hartmann, Dessau.)

Mit aufopfernder Fürsorge widmet sich das anhaltische Herzogspaar der Pflege der verwundeten zurückgekehrten Soldaten. Auf Anordnung des Herzogs ist die Große Orangerie in Dessau zu einem Genesungsheim umgewandelt worden, in dem auf Kosten des Landesherren über 100 Verwundete verpflegt werden. Häufig besucht das Herzogspaar die Verwundeten, um sich persönlich von ihrem Wohlergehen zu überzeugen.

Kein Bad ohne
Steckenpferd-Seife
die beste Lilienmilchseife für
zarte weisse Haut
Stück 50 Pfg. Überall zu haben.

EINZIG IN DER WELT

LUXARDO ZARA

Rein's Durchschreibe Bücher.
Eduard Rein, Chemnitz.
Rein's Farbpapier.

Appel's Delikatessen in Feldpostbriefen!

Interne Soldaten freuen sich besonders über kleine, gebrauchsfertige Vorräte und handliche Packungen der wichtigsten Nahrungsmittel. — Appels Delikatessen in Feldpostbriefen sind gerade mit Rücksicht darauf nach Verhältnissen von Sachleuten zusammengestellt. — Vorteile: nur wirklich brauchbare, haltbare Sachen in bekannter Güte; — handliche Packung — vielseitige Zusammenstellung für jeden Geschmack und Zweck; — niedriger Preis.

Verlangen Sie bei Ihrem Lieferanten ein Verzeichnis und geben Sie ihm vielleicht, wie es vielfach geschieht, bestimmte Verordnungen aus regelmäßigen Abfertigungen — etwa 20 verschiedene Zusammenstellungen — auf, welche Ihnen beigelegt werden. Jeder Deutsche hat einen Verwandten oder Freund vor dem Feind: Appels Feldpostbriefe (Nahrungsmittelfabrik H. W. Appel, Hannover)

eignen sich besonders, um unseren Lieben im Felde eine kleine Freude zu machen.

Einmal erprobt, immer verlangt
Für Feinschmecker:

Lobeck's.

CHOCOLADE CACAO DESSERT

Hofl. Sr. Maj. d. Königs v. Sachsen

Charakter: Bourtellung aus der Hand-
G. F. Busse, Hannover, Rufenstr. 25. Preisliste gratis F. B. Keller, Steglitz bei Berlin.

PIANOFORTE-FABRIK

AUGUST FÖRSTER

KAISERL. KÖNIGL. OESTER-UNGARISCHER u. KÖNIGL. SÄCHS. HOF-LIEFERANT.

LOBAU, (Sachsen).

Münzen, wertvolle Edelsteine, prächtige Vasen, Geschenk des Jaren an Baron de Bane. Alle diese wertvollen Objekte hat der Kronprinz sorgfältig eingepackt und nach Berlin transportieren lassen; nur die letzten Kisten sind zurückgelassen worden, weil der Kronprinz vor unferer fiegereichen Armee stehen mußte. Jetzt aber ist dieser teutonische Räuber in unseren Händen! Weinend hat die Dienerschaft zugehört müssen, wie der Kronprinz eigenhändig die Porträts des Jaren und der Jatin verbrannte."

London, 29. September. Nach einer Kopenhagener Depesche in den "Evening News" ist zwischen dem Kaiser und dem Kronprinzen ein bestiger Streit ausgebrochen. Es handelt sich hier um die erfolglose Kriegsführung des Kronprinzen. Da der Kaiser bei Nancy gesehen habe, wie seine Truppen von den Franzosen geschlagen wurden, gehe er nunmehr nach Ostpreußen, um zu sehen, wie sie von den Russen geschlagen würden."

Große Erregung und Spannung wegen des Ausgangs der Schlacht zwischen Oise und Maas beherrscht ganz Frankreich. Die offiziellen Communiqués sind äußerst lakonisch, befriedigen aber keineswegs die Ungeduld der Bevölkerung, die großes Vertrauen auf den endgültigen Sieg hat. Es folgen hier einige Auszüge aus den Kommentaren der Pariser Presse vom 1. Oktober: Gutin schreibt im "Echo de Paris", auf Grund der mehr als günstigen Erfindungen lasse sich ein glücklicher Ausgang der hochwichtigen Ereignisse erhoffen. Während der letzten drei Tage habe der anglo-französische Flügel viel Boden gewonnen... — Der "Matin" erklärt: "Das Land, das so viel erwartet, so



Auf Feldwache.

Ende des redaktionellen Teils.

viel gelämpft, viel Widerstand leistete und viele Angriffe unternommen hat, wird für seine Geduld belohnt werden." — Im "Petit Parisien" erklärt Oberstleutnant Rouffet, die Haft der Deutschen, zu einer Entscheidung zu kommen, beweise, daß die russische Gefahr für sie verhängnisvoll zu werden beginne und sie zwingt, diese zu parieren. — Kuchepin bemerkt im "Petit Journal", die Führer der deutschen Polypen lassen in ihrer Umlammerung nach.

Schließlich dürfte den deutschen Leser doch interessieren, wie die Franzosen sich den Friedensvertrag vorstellen: Gullave Herod schreibt darüber in der "Guerre Sociale" vom 30. September: "Wir sagen alle, daß wir mit Deutschland nur in Berlin Frieden schließen werden; von Paris aus wollen wir nicht verhandeln. Betreffs Österreichs würden wir schon zufrieden sein, wenn es alle seine fremden Kinder ihren wahren Müttern wieder zurückgibt: Galizien dem autonomen Polen, Transilvanien an Rumänien, Kroatien an Serbien, Trento und Triest an Italien, die Ungarn an Ungarn und die Tschechen an Böhmen. Was Deutschland anlangt, so wollen wir den Hohenjollern, den preussischen Junkern, ihre Zähne einschlagen, nicht ohne Vögel dem autonomen Polen, Schleswig an Dänemark und Elsass-Lothringen an Frankreich zurückzugeben."

Diese Blütenlese möge genügen, dem deutschen Leser zu zeigen, wie die läugerliche Dreiverbandsprelle in den neutralen Staaten, besonders in den Vereinigten Staaten von Amerika und in Südamerika, gearbeitet hat, um deutsche Waffentaten in den Rot zu ziehen.

Allgemeine Notizen.

Eine ansehnliche Kriegsbillette leistet der Deutsche Patriotenbund (Leipzig 310, Blücherstr. 11) in 40 000 Mark aus dem Ertragnis seiner vom 10. bis zum 14. November d. J. stattfindenden 26. Gelbblotterie. Lose dieser besten Dreimark-Gelbblotterie sind zum Preise von je 3 Mark, und 30 Pf. für Porto und Uffe vom Deutschen Patriotenbund gegen Voreinsendung oder Nachnahme des Betrages zu beziehen. Die Lose sind auch in vielen Kaufhäusern zu erhalten.

Weihnachtskinder der Kinder Amerikas für Kriegswaisen. Ein schöner Gedanke ist von Chicago aus in ganz Amerika mit freudigem Eifer aufgenommen worden: die Kinder der Vereinigten Staaten sollen zu Weihnachten an alle Kinder in Europa, die ihren Vater auf dem Schlachtfelde verloren haben, Geschenke senden. Während Amerika sich des Friedens erfreut, so heißt es in der Begründung dieser Idee, und kein feindlicher Einfall den Frieden der Häuser stört, werden in dem vom Kriege schwer betroffenen Europa viele Tausende von Kindern verelendet den Vater suchen, wenn Weihnachten herannahet. Deshalb werden alle Knaben und Mädchen Amerikas aufgefordert, wenigstens eine kleine Freude jenen vielen zu machen, die der Krieg in Trauer gestürzt hat. In ganz Amerika rührt man sich, den Gedanken in großem Umfange zur Durchführung zu bringen. Die Kinder werden das Spielzeug von ihrem eigenen Gelde selbst kaufen. Viele einflussreiche Frauen geben ihre Unterstützung, die Zeitungen werden Geschenke sammeln, das Weiße Haus billigt und fördert die Bewegung, und die Volkshäuser aller im Krieg befindlichen Länder haben versprochen, daß ihre Regierungen dafür sorgen werden, daß die Geschenke sicher an ihren Bestimmungsort

gelangen. Die Geschenke werden nicht auf den gewöhnlichen Handelsdampfern über den Ozean geschickt werden, sondern es soll ein besonders hierfür bestimmter amerikanischer Dampfer unter amerikanischer Flagge entladen werden.

Praktische Kleidung für Kriegsteilnehmer, insbesondere für Pfleger. Bei der Auswahl der Kleidungsstücke, die den im Felde Stehenden nachgeliefert werden, sei auf den praktischen und hygienischen Wert der mit Verwendung der Seide hergestellten Stoffe und der daraus verfertigten Bekleidungsstücke nochmals hingewiesen. Zunächst kämen, was die Art der Bekleidungsstücke betrifft, neben Halstüchern und Westen, Hemden dabei in Betracht. Der Vorzug der mit Verwendung von Seide hergestellten Stoffe beruht auf der Eigenschaft der Seide, im Gewebe äußerst dauerhaft und dicht, daher wärmehaltend zu sein, trotz dieser Dichtigkeit bleiben die Kleider leicht und luftdurchlässig, trocknen daher schnell und nehmen dem Schweiß gut auf. Dazu kommt noch eine sehr wesentliche Eigenschaft der aus Seide gefertigten Unterleider. Die Seide hält das Ungeziefer vom Körper fern, was namentlich bei Hemden, die so hier hauptsächlich in Frage kommen, für den Kriegsgebrauch bei langem Tragen sehr wesentlich ist, auch nimmt selbstverständlich der glatte Seidenstoff den Schmutz nicht so an wie andere Stoffe.

Für Feld und Lazarett sind der Medizinal-Abteilung des Kriegsministeriums von der bekannten Leipziger Firma Dr. Arthur Rösser größere Mengen des Bienenstichform-Puders gegen das Mundlaufen der Truppen im Felde, und des Bienenstich-Mund-Puders gegen Mundbliegen der Kranken und Verwundeten im Lazarett kostenlos zur Verfügung gestellt worden. Die Spende hat einen Wert von 10 000 Mark und wurde am 25. September vom Kriegsministerium mit Dank angenommen.

Gegenmaßregeln im Handelskrieg mit England. Gegen englische Bevormundung geht nun auch die Deutsche Begutachtungsstelle für Technik und chemische Technologie in Hamburg 1 vor, indem sie sich an die Industrie wendet und ihr dringlichst vor Augen führt, daß England gewaltige Anstrengungen macht, den Handel Deutschlands mit dem Ausland zu vernichten. Die verwerflichsten Mittel werden angewandt, den Siegeslauf deutscher Erzeugnisse aufzuhalten, um sie vom Weltmarkt zu verdrängen. Da gilt es allen Ernstes auf der Wacht zu sein und Gegenmaßregeln zu ergreifen. Österreich-Ungarn hat erfreulicherweise schon Schritte unternommen, um bei Einfäufen den englischen Zwischenhandel, die nach Möglichkeit auszumergen. Die Deutsche Begutachtungsstelle für Technik und chemische Technologie in Hamburg 1 betrachtet es als vaterländische Pflicht, Unterlagen darüber zu sammeln, in welcher Weise Deutschland der Kampf gegen die englische Bevormundung am wirksamsten durchgeführt werden kann. Zu diesem Zweck verendet sie Fragebogen, die nach Möglichkeit auszufüllen zu empfehlen ist. Das Ergebnis dieser Umfrage wird feinerzeit bekanntgegeben. Alsdann sollen auch Vorschläge zur nachdrücklichen weiteren Verfolgung dieser Angelegenheit unterbreitet werden.

Bad Elster. Trotz Beendigung der Sommerkurzeit weilen hier doch noch zahlreiche Kurgäste, die bei schönstem Herbstwetter Bäder und Trinkquellen gebrauchen. Die Badeanstalt und Trinkquellen bleiben während des Monats Oktober und nach Bedarf auch noch weiterhin geöffnet. Kurtaxe wird jetzt nicht mehr erhoben. — Die am 30. September abgeschlossenen Kur- und Fremdenlisten verzeichnen zusammen rund 14 000 Besucher.

Nicht gestillte Kinder ernährt man am besten mit „Rufete“ und Kuhmilch. Die schwer verdauliche Milch wird durch den „Rufete“-Zusatz besser bekömmlich, ihre Nährkraft wird erhöht, der kindliche Körper kann sich daher gesund und kräftig entwickeln und ist Krankheiten weniger ausgesetzt als bei Verabreichung einer anderen Nahrung.

Heizung, Beleuchtung und Ventilation

Von Th. Schwartz. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 209 Abbildungen. Preis 4 Mark.

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, Leipzig 26, Reudnitzer Straße 1-7.



Strümpfe u. Trikolagen. Versand direkt an Private. Günst. Bezugsquelle bei Aussteuer-Strümpfen u. Socken in Wolle, Baumwolle, Flor u. Seide. Ersatzfüße, Sportstrümpfen, Gotha, Schröder, Zeulenroda 14. Bitte Preisliste zu verlangen.

Graphische Kunstanstalten J. J. Weber, Leipzig

Künstlerisch ausgeführte Prospekte, Broschüren, Kataloge in Buchdruck, Tiefdruck und Offsetdruck. Festschriften und Prachtwerke. Hochperspektiven von Fabrikablässements. Klischees für ein- und mehrfarbigen Druck. Spezialität: Fremdsprachliche Drucksachen.



Der Siegeszug deutscher Industrie

In den letzten 44 Jahren ist die deutsche Schokoladen-Industrie einem Siegeszuge gleich vorwärts geschritten und hat sich Welt-ruf verschafft. Es ist Ehrenpflicht eines jeden Deutschen, nur die heimische Industrie zu unterstützen. Unübertroffen sind: Hartwig & Vogel's Sell-Schokolade, Bittere Schokolade, Überfettete Schokolade, Silva-Schokolade. Versandfertig für Feld-post in Paketen und Blechschachteln zu 80 Pfg. bis 150 Pfg.

Hartwig & Vogel A.-G. Dresden

Freies Urteil eines langjährigen Konsumenten über

KALODONT

Zahn-Creme und Mundwasser

„Soeben beim Durchstöbern alter Reise-Reminiszenzen mache ich die bemerkenswerte Entdeckung, daß ich zu meiner Zahnpflege jetzt schon seit mehr denn 25 Jahren ununterbrochen und selbstredend mit bestem Erfolge Ihr Kalodont verwendet habe.“

In der Voraussetzung, daß die Registrierung dieser Tatsache Sie interessieren wird, möchte ich gleichzeitig noch bemerkt haben, daß nach meinem Dafürhalten und nach meinen lang-jährigen Erfahrungen eine bessere und angenehmere Pasta zur dauernden Gesunderhaltung der Zähne nicht existiert, wie Ihre Zahn-Creme „KALODONT“. (Original-Brief liegt zur Einsicht auf.)

F. A. SARG's SOHN & Co.

k. u. k. Hoflieferanten
BERLIN — WIEN



Zu den unnachahmbaren Delikatessen.



gehört Lea & Perrins Sauce, und Leute von gutem Geschmack werden immer wieder diese Sauce verlangen. Es gibt viele sogenannte "Worcestershire" Saucen, aber nur eine Lea & Perrins.

Lea & Perrins

Beachten Sie den Namenszug in weiß auf dem roten Etikette jeder Flasche.

Die Original und echte WORCESTERSHIRE SAUCE.

Sie verleiht FLEISCH, FISCH, SUPPEN, WILD, KASE, SALATEN etc. einen vorzüglich pikanten und appetitanregenden Geschmack.

Dr. Ernst Sandow's Salze



Künstliche Brunnensalze und medizinische Brausesalze. Man achte auf meine Firma! Nachahmungen meiner Salze sind oft minderwertig u. dabei nicht billiger.



LIQUEUR

BÉNÉDICTINE



Asbach „Uralt“

alter deutscher Cognac

Ein vaterländisches Erzeugnis,
in Rüdesheim am Rheine aus
Naturweinen destilliert und auf
jahrelangem Lager gepflegt, von
unvergleichlicher Güte.

Der Cognac des
deutschen Hauses.

Weitere beliebte Marken:

Asbach „Echt“ und Asbach „Alt“.

Illustrierte Weltkriegschronik der Leipziger Illustrierten Zeitung 1914

mit zahlreichen schwarzen und bunten Abbildungen nach Photographien
sowie Gemälden und Originalzeichnungen namhafter Künstler
und mit Karten und Plänen. — Text von

Paul Schreckenbach

Das Werk erscheint in 20 Lieferungen im
Format 23 × 33 cm zum Preise von 60 Pfg. für jede
Lieferung. Die Lieferungen erscheinen in kurzen, etwa zwei- bis
dreiwöchentlichen Abständen, je nach dem Vorliegen zuverlässiger Berichte
und Unterlagen. — Bestellungen werden durch jede Buchhandlung angenommen.

Lieferung 1 und 2 sind erschienen.

J. J. Weber (Illustrierte Zeitung), Leipzig 26.